

MINIATUR.

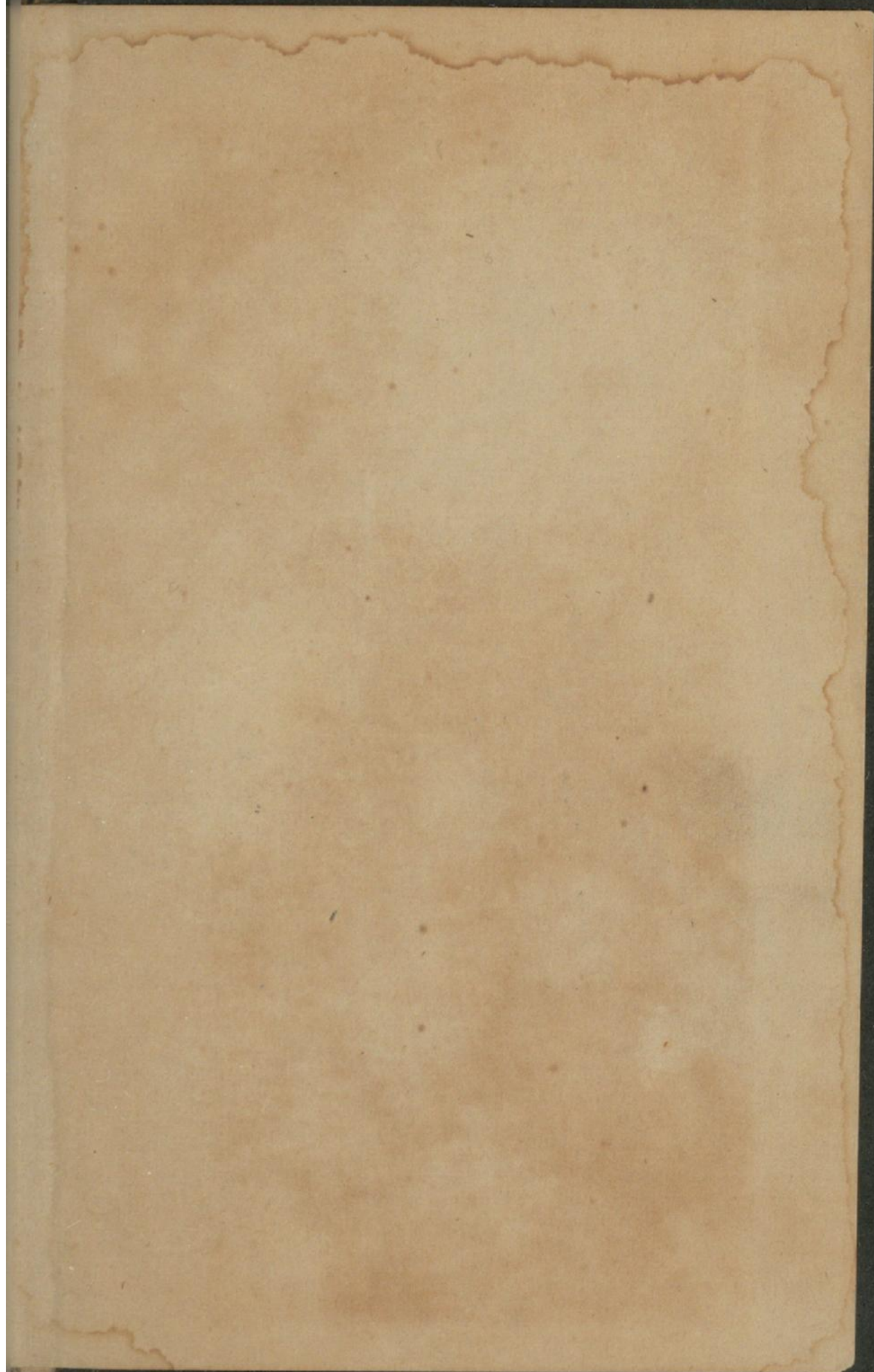
BIBLIOTHEK

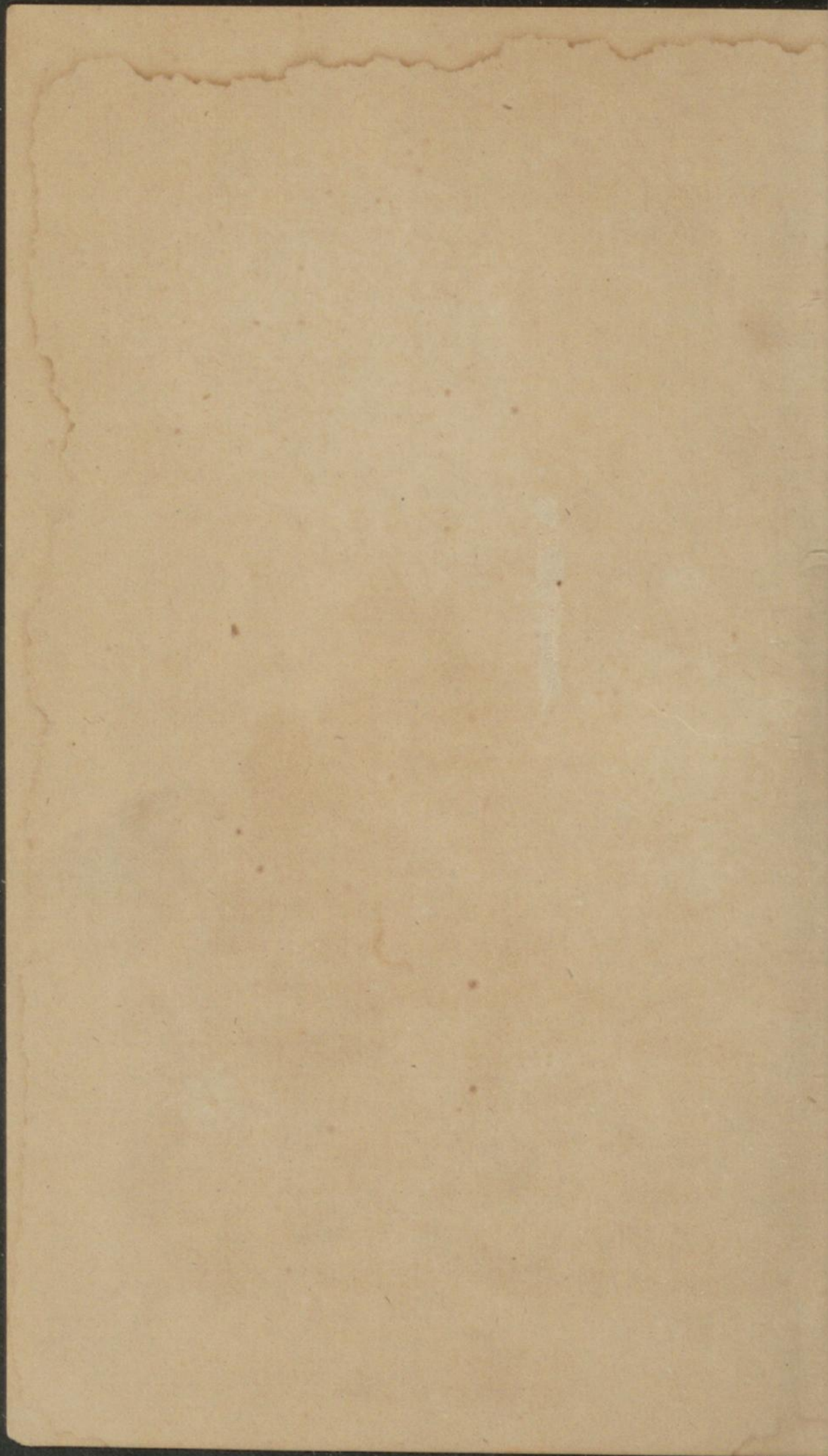


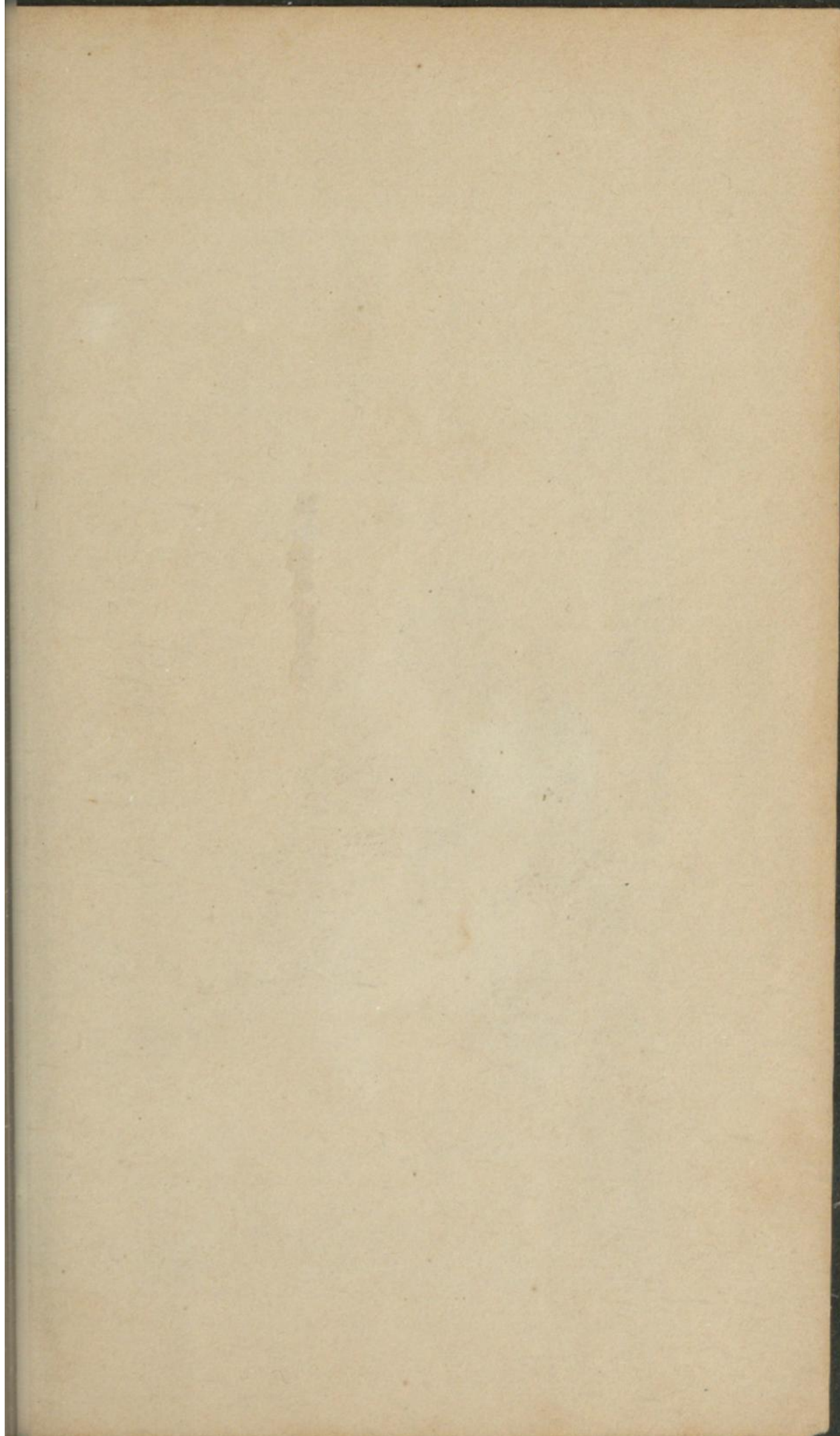
Mainz, Verlag von Jos. Scholz

818 / 13 13 / 2

00









Miniatur-Bibliothek.

Der Schiffsjunge.

Der gesegnete Zuhörer.

Der arme Reiter aus Glensburg.

Das Murren.

Wohl zu thun und mitzutheilen vergessest
nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

Der blinde Mann und sein Hund Caro.

Die erste Sonntagschule.

Was die kleine Marie am Bache verlor.

Hast du nichts zu verschenken?

Auf meiner Mutter Schooß.

Kindlicher Glaube.

Das gute Kind.

Die Stimme Gottes.

Joseph oder das erhörte Gebet.

Kindliche Zurechtweisung.

Ein Urtheil über die Bibel.

Das Nest des Kolibri.

Jesus der Kinderfreund.

Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

Die kleine Selina.

Die Stubendecke.

Der Blitzstrahl.

Der Sturz aus dem Fenster.

M a i n z.

Verlag von Joseph Scholz.

V.

Scholtz 618



2022-173, 179

I.

Der Schiffsjunge.

Liebe Kinder! Ihr habt gewiß das Bild, das hievor in diesem Büchlein steht, mit rechtem Mitleiden und mit traurigem Herzen angesehen; und es ist euch vielleicht auch gegangen wie mir, daß ihr dem armen Karl, der da sich an dem schroffen Felsen anflammert, gar zu gern helfen möchtet. Wenn ich euch vollends sage, daß er kaum erst noch dort auf jenem Schiffe war, von welchem nur noch ein paar Stangen über das brausende Meer emporragen; und wenn ihr es gar selbst schon einmal gesehen hättet, was das etwas schreckliches ist, wenn der Herr unser Gott so große schwarze Wolken über das Meer heraufführt, wenn die Wellen so hoch empor schlagen, daß sie unsere höchsten Obstbäume bedecken würden, und wenn dann dazu noch der Sturmwind mit furchtbarem Pfeifen über das brausende Weltmeer

daher fährt, die Stangen und Masten auf den Schiffen zerbricht, die Segel zerreißt, und die größten Schiffe wie ein Federchen herumschleudert, — wenn ihr das alles vollends selbst gesehen hättet, da würdet ihr wohl noch mehr Mitleiden mit dem geängstigten Karl haben, den ihr auf dem Bild sehet. Nun, wir können ihm jetzt freilich nicht beistehen; aber darum ist er doch nicht ohne Hülfe gewesen. Wir dürfen nur an jene Stelle in unsrer lieben Bibel denken, wo unser treuer Vater im Himmel zu mir und euch sagt: „fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Denn so du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen &c. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland“ (Jes. 43, 1—3.); und an jene andere Stelle, wo David sagt: und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich doch kein Unglück; denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab trösteten mich!“ (Ps. 23, 4.) Vielleicht sind dem armen Karl damals auch solche

Stellen eingefallen, die ihn mitten in der Angst des Todes getrost machten. Denn ihr müßt wissen, daß er am Ende die Bibel lieber hatte, als alle Schätze der Erde. Zwar anfangs war es bei ihm ganz anders, und ihr werdet gewiß gern mir zuhören, wenn ich euch Einiges aus seinem Leben erzähle.

Sein Vater war gar früh gestorben, da unser Karl noch ein kleines Knäblein war; und das war freilich recht betrübt für die arme Mutter, die außer diesem Söhnlein noch sieben Töchter hatte. Aber sie hatte doch einen gar lieben Freund, der sie in keiner Noth verließ, und ihr auch nicht sterben konnte. Der sprach zu ihr: „ich bin ein Vater der Waisen, und ein Richter der Wittwen“ (Ps. 68, 6.), und wieder: „der Herr behütet Fremdlinge und Waisen und erhält die Wittwen“ (Ps. 146, 9.). Mit diesem treuen Freund, den ihr, liebe Kinder, gewiß auch kennet, lebte sie still und gottselig, und suchte auch ihre Kinder diesem Helfer aus aller Noth zuzuführen; die Töchter wurden auch alle ehrbare, gottselige Jungfrauen, und waren der Mutter Freude.

Ach! aber unser Karl! — der wollte eben nichts von seinem Heiland wissen, betete nicht gern, war der Mutter ungehorsam, und je älter er wurde, desto größeres Leidwesen machte er ihr. O Kinder, glaubt mir, wer den Herrn Jesum nicht lieb hat, der kann auch kein braves, gehorames Kind sein, und wie soll man einen solchen vollends im Himmel brauchen können? Ja, auch in diesem Leben kann es keinem gut gehen, der den treuen Heiland nicht lieb hat. Das werdet ihr bald an Karl sehen. Wie er nämlich ungefähr 15 oder 16 Jahre alt war, so trieb er mit seinen Kameraden gar viel Böses, und da er zu seinen sündlichen Vergnügungen Geld brauchte, seine Mutter ihm aber keins geben konnte, so ließ er sich auf einem Schiff (denn er wohnte am Meer) als Schiffsjunge anwerben, um nun recht zügellos und fern von den Augen der treuen Mutter sein gottloses Leben fortführen zu können. Ach! wie viel Thränen hat das die Mutter gekostet, und als ihr Schmerzensohn nun Abschied von ihr nahm, da gab sie ihm ein neues Testament, in welches sie seinen und ihren

Namen neben einander hineingeschrieben hatte, und bat ihn mit tausend Thränen, dieß Buch aus Liebe zu ihr zu bewahren und zu lesen. Da stieß denn das Schiff, auf welchem Karl war, vom Lande ab, und durchsegelte das weite Weltmeer. Mehrere Jahre hindurch hörte die gute Mutter keine Sylbe von ihm; überall fragte sie nach ihm, aber niemand konnte ihr etwas von ihm sagen. Nur einmal traf sie einen Schiffskapitän an, der ihr die schmerzliche Nachricht brachte, daß jenes Schiff untergegangen sei. Er habe auch den Schiffsjungen, mit Namen Karl, wohl gekannt, aber um den sei es nicht schade, wenn er auch mit untergegangen sei, denn das sei ein gar arger, sittenloser Mensch gewesen. — Denkt euch, liebe Kinder, den Schmerz der Mutter. „Ach, mein Sohn, mein Sohn!“ rief sie, „wenn du in deinem unbefehrten Zustand hinübergekommen wärest in die Ewigkeit, wo würdest du jetzt sein?“ Und so seufzte und weinte sie Tag und Nacht um ihr Kind.

Einst saß sie auch Abends unter Kummer und Thränen in ihrer Hütte, die nicht weit

vom Meer war; draußen heulte der Sturmwind, die Wellen thürmten sich hoch auf, und der Regen strömte wie in Bächen vom Himmel herab. Eben dachte sie an ihren Karl, als es an ihrem Fensterladen klopfte, und eine bittende Stimme bat sie um Aufnahme. Sie geht hinaus und sieht da einen Seemann stehen, triefend von Wasser. Sie nimmt ihn freundlich auf, kleidet und speist ihn, und hört von ihm, wie er eben erst kaum dem Tod in den Wellen entgangen sei. Er erzählte ihr von den mancherlei Gefahren, die er überstanden habe, und ihr könnet wohl denken, daß die gute Mutter auch nach ihrem Karl fragte. „Ja, antwortete der Seemann, einen dieses Namens kannte ich wohl. Ich war mit ihm auf einem Schiff, und nie will ich es vergessen, was wir mit einander ausgestanden haben. Denn als einst ein Sturm entstand, wurde unser Schiff zertrümmert, und nur wir beide retteten uns auf eine einsame Insel. Aber ach! der arme Junge! nach sieben Tagen starb er in meinen Armen. Tag und Nacht las er in einem Buch, das er, wie er sagte, von seiner Mutter bekommen

hatte, das einzige, was er beim Schiffbruch noch rettete. Nach dem Lesen betete und weinte er, und wenn ich ihn fragte: warum? so antwortete er: ach, über meine Sünden muß ich so weinen! Dann küßte er das Buch, und sprach immer von seiner Mutter. Als er aber dem Tod näher kam, gab er mir das Buch, und sagte: hier, Jakob, nimm dieß Buch, bewahre es, lies es fleißig, und der Herr segne dich; es ist alles was ich besitze! Dann drückte er mir die Hand und starb im Frieden." Während der Seemann dieß erzählte, liefen ihm immer die Thränen über die Wangen, und als er seine Erzählung geschlossen hatte, zog er ein kleines Buch aus der Tasche, das sehr verbraucht war, und zeigte es der Frau. Diese erkannte es sogleich als das neue Testament, das sie ihrem Sohn mitgegeben hatte, sah ihre eigene Handschrift darin und den Namen ihres Sohnes. — Da brach sie in Thränen aus und rief: „ach Herr, nun lässest Du Deine Magd im Frieden dahinfahren, denn meine Augen haben die Wunder Deiner Erbarmung gesehen! Meines Sohnes Seele

ist gerettet durch Gottes Gnade, und nun dort oben bei seinem Heiland, der ihn vom Verderben errettet, und mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönt hat! "

O du glückliche Mutter, die du deinen verlorenen Sohn nun gerettet weißt, freilich nicht nach dem Leibe, aber, was ja viel köstlicher ist, nach der Seele!

Nun, ihr lieben Kinder, da sehet ihr, wie der treue Heiland die Gebete frommer Eltern erhört zu seiner Zeit! Zwar hat die gute Mutter lange warten müssen, und viele bittere Thränen vergossen; aber sie hat eben nicht nachgelassen zu beten und zu flehen zu dem Herrn, der ja das Gebet so gern erhört; und wenn es ihr auch gleich scheinen wollte, der Herr wolle sie nicht erhören, so betete sie eben doch noch im Glauben fort. — Ach! und wie hätte der Heiland anders können, als ihr Gebet erhören! O wie ist Er als ein treuer Hirte dem verirrtten Schäflein nachgegangen! Selbst mitten im Sturm und unter den brausenden Wassermogen war Sein holdseliges Auge auf das arme Schäflein gerichtet, und Er gebot

den Wellen, daß sie den unglücklichen Karl nicht verschlingen durften, bis sein Herz dem Heiland gewonnen wäre. Auch euch, liebe Kinder, ist Er bisher nachgegangen, und hat euch zu gewinnen gesucht. Ach, wenn ihr wüßtet, wie Er, der treue Hirte, euch so lieb hat, und wie gut ihr es bei Ihm hättet, da würdet ihr euch nicht lange besinnen, ob ihr die Welt und ihre Eitelkeit, oder den treuen Heiland lieber haben wollet.



II.

Der gesegnete Zuhörer.

Ein Prediger, der lange Zeit keine Frucht von seiner Verkündigung des Evangeliums hatte sehen dürfen und schon daran war, sein Amt aufzugeben, weil er dachte, er taue nicht zum Prediger und würde besser thun, wenn er einen andern Beruf ergriffe, wurde eines Tages gebeten, in der benachbarten Stadt Dardan eine Abendpredigt für seinen Amtsbruder zu halten.

Dieser Sonntag war ein trüber, unfreundlicher Novembertag. Der Prediger hatte in kaltem, schneidendem Regen etwa $\frac{5}{4}$ Stunden zu gehen. Innerlich gebeugt, seufzte er um den göttlichen Beistand und um die rechten Worte durch des heiligen Geistes Kraft.

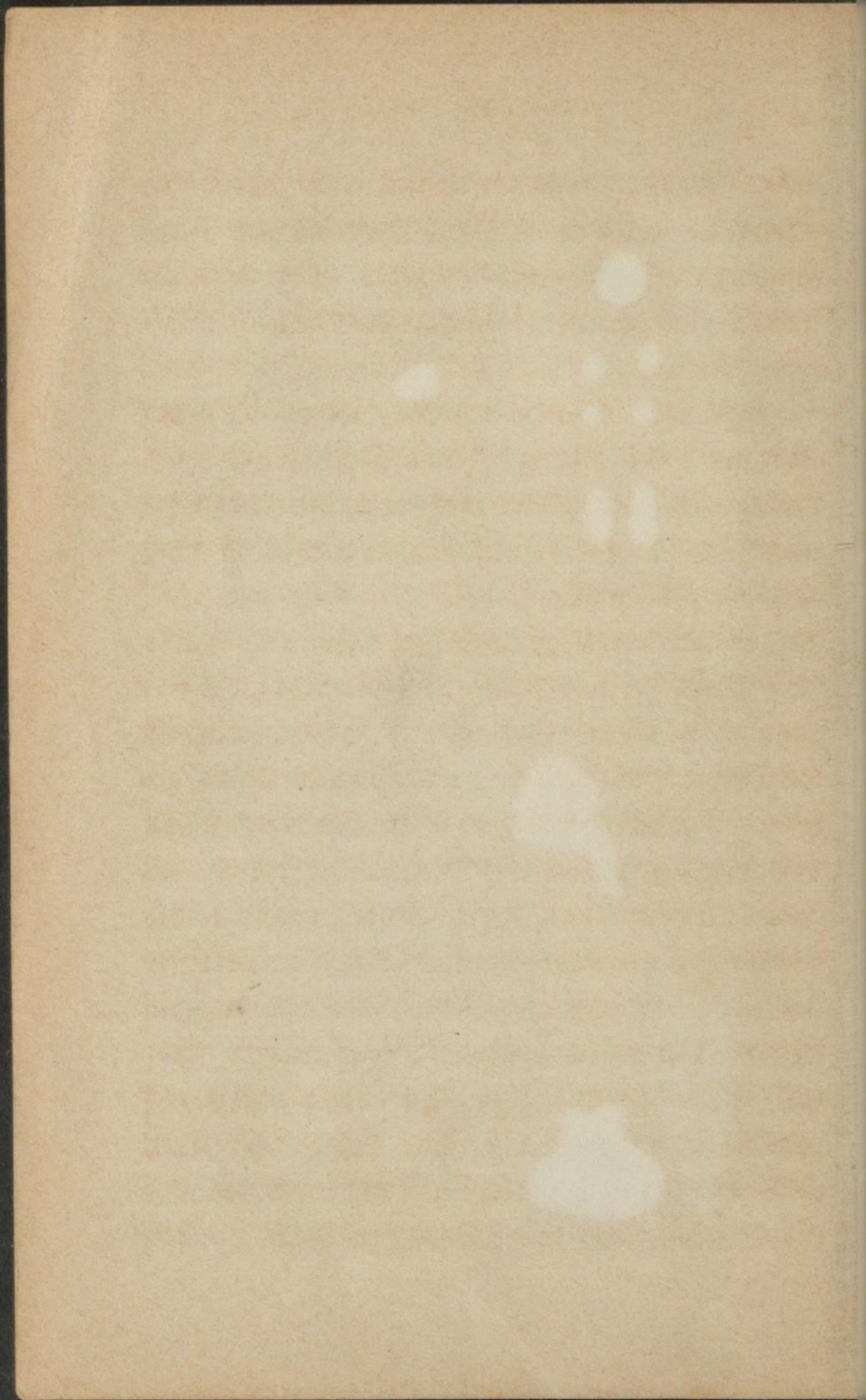
Als er in der Kirche ankam, wo er zu predigen hatte, fand er nur eine äußerst kleine Zuhörerschaft versammelt. In tiefer Niederge-

schlagenheit warf er sich ganz auf den verheißenen Beistand des heiligen Geistes. Sein Text war die herrliche Stelle (Röm. 5, 1.): „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind.“ Er suchte zu zeigen, daß der Mensch als Sünder unter dem Urtheil der Verdammniß stehe; daß diese Verdammniß etwas überaus Schreckliches sei und unaussprechlichen Jammer in sich schließe; daß der Mensch aus sich selbst ihr nicht entgehen könne, daß aber Gott in der Hingabe Seines eingebornen Sohnes und in Seinem Blut uns das Mittel gegeben habe, den Schrecknissen des verdammenden Gesetzes und den Anklagen des schuldigen Gewissens zu entgehen und daß der Glaube die Hand sei, welche dieses einzige, aber auch allgenugsame Rettungsmittel ergreife.

Während seiner Predigt wurde die Aufmerksamkeit des Predigers unwiderstehlich hingezogen auf einen armen, zerlumpten Jüngling, der nahe bei der Kirchthüre ganz niedergedrückt dastand. Er zitterte vor Kälte, und wenn zuweilen draußen vor den Fenstern der Wind

in unheimlichen Stößen heulte, bemühte er sich, seine zerrissenen Kleidungsstücke fester um sich zu wickeln, um seine abgehärmte, kränklich aussehende Gestalt vor dem kalten und durchdringenden Luftzug zu schützen. Er schien sich zu fürchten, dem Auge irgend Jemandes zu begegnen; denn als er einmal den Blick des Predigers auf sich gerichtet sah, duckte er sich schnell, senkte sein Haupt tief auf seine Brust herab und sah für längere Zeit nicht wieder auf. Er zog den Prediger magnetisch an; es war diesem, als hätte er für den Jüngling allein zu predigen. Letzterer sah so arm, so elend, so unglücklich aus, und jeder Zug an ihm schien so flehentlich um ein freundliches, tröstendes Wort zu bitten, daß der Prediger sich entschloß, nach dem Gottesdienst ihn zu sich kommen zu lassen; aber schon, als er von der Kanzel stieg und nach der Stelle sah, wo der Jüngling gestanden war, fand er sie leer. Niemand sonst wollte den Jungen auch nur bemerkt haben. Auf seinem ganzen Heimwege konnte der Prediger an nichts Anderes denken, als an den armen Unbekannten, der wohl ohne





einen Freund, ohne Heimath, mit zerrissenen Kleidern durch den Wind und Regen eines dunklen Novemberabends dahin ging, ohne zu wissen, wo er sein Haupt zur Ruhe niederlegen sollte.

Jahr und Tag vergingen, ohne daß der Prediger des Jungen vergessen konnte; er wurde des Gedankens nicht los, daß sie beide noch einmal im Leben sich begegnen sollten. Und so kam es auch.

Es war wieder Winter geworden. An einem Abend wurde dem Prediger in seinem Studierzimmer gemeldet, eine Frau wünsche ihn zu sprechen; „aber,“ fügte das Dienstmädchen hinzu, „die Frau will nicht herein kommen und sagt, sie wäre sehr dankbar, wenn sie den Herrn Pastor mit ihrer Bitte nur an der Hausthüre angehen dürfte.“ Als der Prediger dahin eilte, begegnete ihm ein Anblick, der sein tiefstes Mitleiden erregte — eine wahre Jammergestalt. Mit Hilfe des Dienstmädchens wurde die Unglückliche, die einer Ohnmacht nahe war, in die Küche gebracht, und ihr Etwas zur Erquickung gereicht. Nach etlichen

eingenommenen Bissen schien sie sich erst wieder zu erinnern, weshalb sie eigentlich hieher gekommen sei. Sie brach in Thränen aus und rief mit einer von Bewegung halb erstickten Stimme: „Ich bin nicht gekommen zu betteln, mein Herr; nein, das wollte ich gewiß nicht!“ Nach mitleidsvoller Entgegnung des Predigers gelang es ihr nach und nach, ihre Gefühle so weit zu bemeistern, daß sie über den Zweck ihres Kommens zu ihm sich äußern konnte.

Sie war eine Wittwe, die ihren Mann vor fünf Jahren verloren hatte. Sie hatte bessere Tage gesehen; denn so lange ihr Mann lebte, konnte sie mit ihrem Sohne, ihrem einzigen Kinde, recht ordentlich und anständig sich durchbringen. Aber nach seinem Tode drang in ihre Hütte Elend und Mangel, und bald war sie fast bis an den Bettelstab gebracht. Doch durch die äußerste Anstrengung gelang es ihr, sich und ihr Kind ehrlich durchzubringen; ja sie fing schon an, mit mehr Hoffnung in die Zukunft hinauszuschauen, als ihr Sohn, der gerade in einem Alter, wo er durch eigenen Fleiß seiner verwittweten Mutter eine wesentliche

Stütze hätte werden können, davon lief und sich auf ein Schiff als Matrose anwerben ließ. Verlassen von Mann und Kind fühlte sie sich nun doppelt gedrückt von Mangel und Kummer. Sie folgte dem verlorenen Sohn mit ihren Thränen und Gebeten, aber mehr als zwei Jahre gingen dahin, ohne daß sie irgend eine Nachricht von demselben vernommen hätte. Endlich, — es war an einem Sonntag Abend — als sie eben in wehmüthigen Betrachtungen über das Loos ihres unglücklichen Kindes versunken war und sich damit vertraut zu machen suchte, daß er wohl gar nicht mehr unter den Lebenden sein möchte, — siehe, da stand er plötzlich leibhaftig vor ihr, eben der Sohn, den sie noch immer, trotz all seines Ungehorsams und seines frevelhaften Weglaufens, mit der ganzen Zärtlichkeit des Mutterherzens liebte; er stand vor ihr und bat sie unter vielen Thränen um Vergebung. „Gott weiß es, mein Herr,“ fuhr die arme Frau fort, „wie gern ich ihm vergab. Ich dachte nicht mehr an all sein Unrecht vor lauter Freude und Wonne, daß ich ihn nun wieder bei mir hatte. Er

hatte Schiffbruch gelitten und war nur wie durch ein Wunder gerettet worden; er kam zu mir in Lumpen und sah sehr krank und elend aus; ich kannte ihn fast nicht mehr. Aber seit dem, lieber Herr, ist er mir mehr gewesen, als die zärtlichste Mutter nur wünschen kann; er hat Tag und Nacht gearbeitet, um wieder gut zu machen, was er durch sein Weglaufen mir Leids gethan."

Hier brach sie in einen Strom von Thränen aus. Der Prediger suchte sie zu trösten und sagte ihr, wie große Freude ihm das mache, daß ihr Sohn zurückgekehrt sei. „O mein Herr!“ rief sie von einem Schluchzen unterbrochen, das ihr das Herz zu brechen schien, „wie soll ich es über meine Rippen bringen? Mein Sohn, mein armer Richard, er liegt im Sterben! Seit mehr als einem Monat ist er gefährlich krank; es ist keine Hoffnung auf sein Aufkommen. Ich habe fast Alles, was ich noch besaß, daran gegeben, um ihn nur mit dem Nöthigsten versehen zu können."

Der Prediger zog seinen Geldbeutel heraus, um ihr eine Unterstützung darzureichen; aber

sie fiel hastig ein: „Es ist kein Geld, was ich von Ihnen erbitte, mein Herr.“ — Dann nach einer Pause, während welcher ihre Thränen reichlich flossen, fuhr sie fort: „Während seiner Krankheit äußerte er häufig, daß er schwerlich seinen gottlosen Weg verlassen haben würde, wenn er nicht gerade an dem Abend, da er in die Heimath zurückgekommen, eine Predigt gehört hätte, die ihm tiefe Eindrücke gegeben. Beim Vorübergehen an der Kirche zu Dartan habe er sich angetrieben gefühlt einzutreten, und was er da gehört, habe ihn zu dem Entschluß gebracht, — von Stund an sein Leben zu ändern. Nun sage ihr armer Richard immer, er wäre so glücklich, wenn er vor seinem Abschied von der Erde jenem Prediger die Hand drücken könnte. Es sind auch (wir wohnen ein kleines Stück Wegs von Dartan entfernt), schon mehrere Geistliche zu uns gekommen, ihn zu besuchen, aber jedesmal sagt er: „Mutter, der ist es nicht.“ Endlich gab mir Jemand den Rath, zu Ihnen zu gehen und . . . „Redet nicht weiter, unterbrach sie der Prediger. Ich predigte um jene Zeit

in Dartan, und ich glaube gewiß, ich sah euern Sohn dort.“

Sogleich ließ der Prediger ein Gefährt kommen, nahm einige Erquickungen für den Kranken mit sich und fuhr, neben ihm die arme Mutter, ab. Er traf den Armen in einer höchst elenden zerfallenen Hütte auf Stroh gebettet; dieser grüßte ihn herzdurchdringend mit den Worten: „So ist nun nichts Verdammlisches an denen, die in Christo Jesu sind.“

Der Kranke vermochte nur mit großer Schwierigkeit die Worte hervor zu bringen, die er zu sagen wünschte. Eine eigenthümliche schwindfüchtige Röthe flog über sein Angesicht. Der Athem war kurz, unregelmäßig, Todesnähe verkündend. Nachdem der Prediger dem Kranken etwas Wein gereicht, sagte er zu ihm: „Richard, mein armer Junge, es ist mir leid, dich so krank zu treffen; ich habe sehr viel an dich gedacht, seit ich dich vor mehr als einem Jahr zu Dartan in der Kirche sah; auch habe ich oft den HErrn um seinen Segen für dich angefleht!“

„Ein seliges Lächeln,“ sagt der Prediger,

den ich vollends zu Ende erzählen lasse — spielte auf dem Angesicht des Sterbenden, als er mit schwacher Stimme lispelte:

„Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie zu mir kommen; ich wußte, Sie würden kommen, wenn man Sie nur finden könnte. Und die Mutter, die gute Mutter — hat sich so viel Mühe für mich gegeben, — und ich bin doch so böse gegen sie gewesen!“

„Aber deine Mutter hat dir vergeben, Richard,“ sagte ich; „und es gibt einen Heiland, der noch viel gütiger und liebender ist, und williger zu vergeben, als es die zärtlichste Mutter sein kann, die je an dem Sterbebette eines Kindes gewacht hat.“

„Ja wohl, mein Herr, ich weiß es,“ wiederholte er mit großem Nachdruck. „Dank Ihnen tausend Mal, daß Sie mir von ihm gesagt haben in einer Weise, die ich verstehen konnte; und dann wiederholte er zu meinem großen Erstaunen die Hauptpunkte der Predigt, die ich zu Dartan gehalten hatte.“

„O!“ fügte er hinzu, „wie ich an jenem Abend gebetet habe, als ich nach Hause eilte,

um meine Mutter um Verzeihung zu bitten! Einmal fühlte ich mich versucht, umzukehren und nicht nach Hause zu gehen; aber da tönten in meinen Ohren die Worte wieder: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind; — und so kniete ich in einem Acker nahe bei der Wohnung meiner Mutter nieder und schrie zu Gott, daß er sich meiner erbarme und mir ein neues Herz gebe; und ich habe seither oft gedacht, mein Herr, daß die Aufnahme, die ich als armer Sünder bei Gott fand, nicht unähnlich der war, die ich bei meiner Mutter erfuhr; denn sie hat des Vergangenen gar nicht gedacht noch erwähnt, es sei denn, um es mir zu vergeben und mir für die Zukunft Muth zuzusprechen.“

„Ja, Richard,“ erwiderte ich, „Gott geht seinen bußfertigen Kindern entgegen, wenn sie noch ferne sind und kleidet sie in köstliches Gewand und seine Engel freuen sich über einen Sünder, der Buße thut.“

Ein heftiger Anfall von Husten verhinderte eine Zeit lang jede weitere Unterhaltung; als er sich aber ein wenig erholt hatte, sagte der

Sterbende mit leispelnder Stimme: „Sie sind gekommen, mein Herr, mich sterben zu sehen. — Weine nicht, liebe Mutter, es dient Alles zum Besten, und wir werden wieder zusammen kommen da, wo man weder hungert noch dürstet und wo Gott abwischt alle Thränen von unsern Augen. Es geht dem Herzen zwar hart ein, zu scheiden, aber wir werden hernachmals sehen, daß es zum Besten dient. „Ja zum Besten,“ setzte er noch einmal hinzu.

Der Wind heulte draußen in der unheimlichen Winternacht und schüttelte die lockeren Fenster und Wände, innerhalb welchen eine Seele auf ihre Heimfahrt in die Wohnungen des Friedens wartete. Wenn zuweilen der Sturm etwas ruhte, fing der sterbende Junge wieder an: „Oft, wenn ich auf der See war, und der Wind so wie jetzt um uns heulte, dachte ich, das sei die zornige Stimme Gottes, die mich für meine Undankbarkeit und für mein sündliches Leben zur Rechenschaft fordere. Ja, als ich Schiffbruch litt und an einen Mast mich anklammerte, da heulte auch der Wind so und ich dachte, ich sei nun zeitlich und ewig

verloren. Aber Gott sei gelobet, er hat mich inne werden lassen, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, Sünder selig zu machen und daß an denen, die in ihm sind, nichts Verdammliches mehr ist."

"Und fühlst du denn, Richard, daß Christus nun bei dir ist?" fragte ich.

"Ja wohl, mein Herr," erwiderte er: "ich fühle, wie er meine Seele trägt und hält mit Seinen Armen, gerade wie jetzt meiner Mutter Arm mich hält."

Entschlossen, die Nacht bei dem Sterbenden zuzubringen, las ich und betete dann mit ihm. Ich übergab seine Seele der Hut seines treuen barmherzigen Gottes. Er fiel in einen Schlummer, von dem sich erwarten ließ, daß er leise in den letzten Schlaf übergehen werde. Als Richard gegen Morgen erwachte, sagte er mit einer ganz veränderten Stimme: "Mutter, wo bist du? Ich kann dich nicht sehen."

Seine Mutter kniete nieder und unterstützte sein fieberisches Haupt mit ihrem Arm.

"Ist der Prediger gegangen, Mutter?"

„Nein, Richard, ich bin hier,“ erwiederte ich, indem ich sanft meine Hand über seine Stirne strich, von der der Thau des Todes in schweren Tropfen rieselte.

„Wie der Wind tobt, Mutter; er hat das Licht ausgelöscht!“ Ach es war die Dunkelheit des Todes, die sich über ihn gelagert hatte.

„Richard, mein theurer Junge,“ sagte ich, „es gibt eine Welt, wo es keines Kerzenlichtes bedarf, noch auch des Lichts der Sonne; dort gibt es keine Nacht, Richard!“

„Nein,“ erwiederte er mit ergreifendem Nachdruck, „denn das Lamm ist das Licht!“

Nun rang er ängstlich nach Athem und mehr als einmal meinte ich, das Lebenslicht sei erloschen. Plötzlich wurde er ruhig, zog seine Hand aus der meinigen und hob seine Hände wie zum Gebet empor; dann rief er in einem Tone, der seiner Kraft nach eher den Lebenden als den Sterbenden anzugehören schien: „So ist nun nichts Verdammliches —“ sank in seiner Mutter Arm zurück und entschlief.

Kinder! Wünschet ihr dereinst auch so sanft

und so getröstet zu sterben, wie Richard, so
betet, daß auch an euch das Wort zu Kraft
und Leben werde: „So ist nun nichts Ver=
dammliches an denen, die in Christo Jesu
sind.“

III.

Der arme Reiter aus Flensburg.

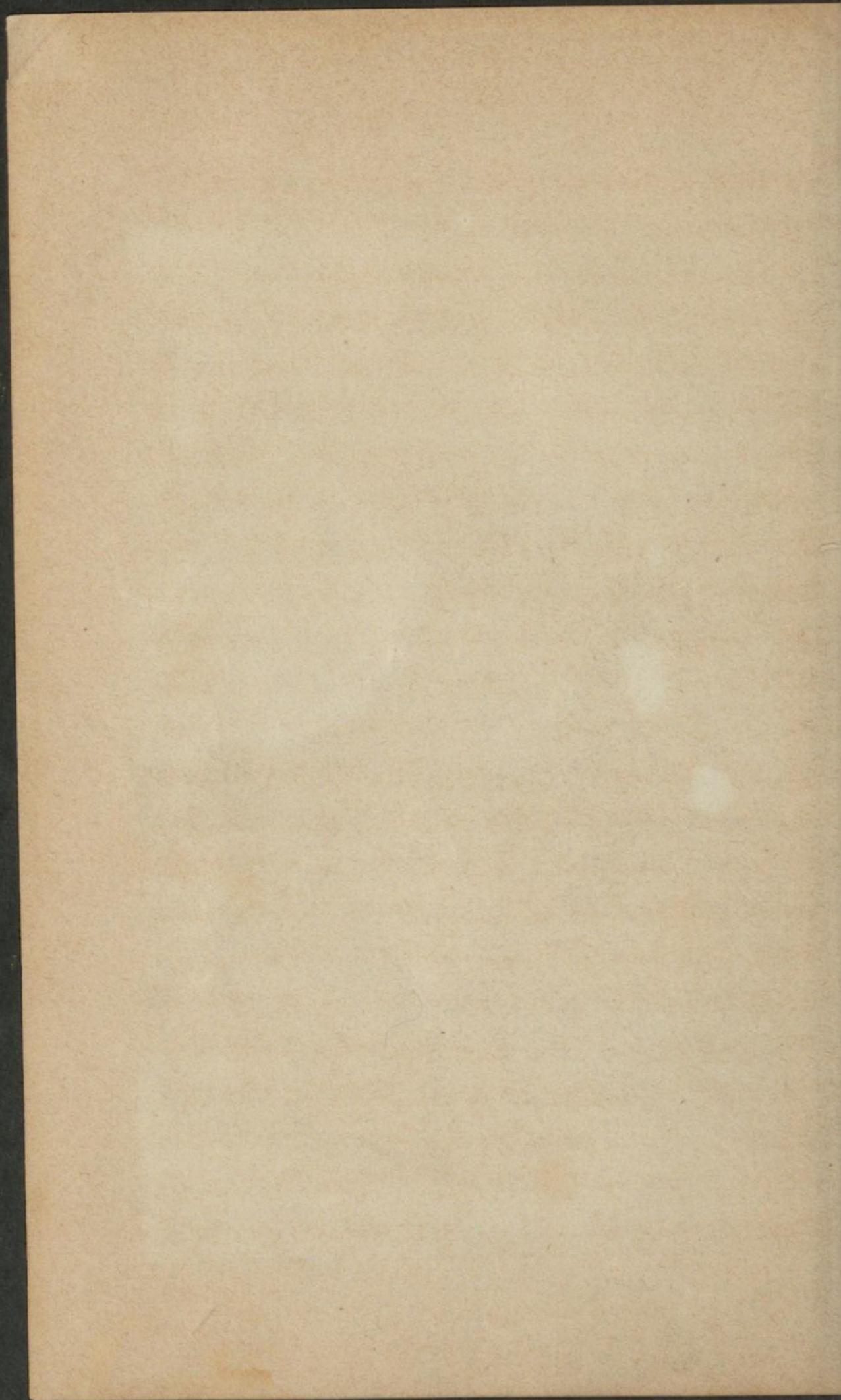
Es lagen in vorigen Zeiten einmal einige Reiterschaaen in Flensburg (in Schleswig), Ausländer, von den sogenannten Geworbenen, die während der langen Friedensjahre wenig zu thun hatten. Manche von ihnen hatten sich verheirathet, waren aber zum Theil in große Armuth gerathen, und hatten dabei oft viele Kinder zu ernähren. Da kamen sie dann hie und da in schwere Versuchung, ihrer Noth auf alle mögliche Weise abzuhelpen, ließen sich wohl sogar vom Mörder und Lügner von Anfang (Joh. 8, 44.) bethören, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen. Armuth ist hart, und wenn sie zum Hunger und zur Blöße sich steigert, ist sie gleich einem scharfen Schwert. — Gott helfe allen denen, die also versucht werden! Ja Er kann auch helfen und will helfen! Davon will ich euch ein schönes Beispiel erzählen.

Einer dieser Reiter wurde einmal als Ordonnanz (Dienstwache) einige Meilen weit über Land geschickt. Als er zurückritt und ungefähr um Mitternacht bei einer Mühle vorbeikam, wurde er über den Zaun hinein eine große Menge Leinwand gewahr, die man auf die Bleiche gelegt, Abends aber nicht wieder hereingenommen hatte. Er ritt langsam, sah darnach hin und seufzte: Ach, welch' ein Ueberfluß! Sollte es denn wohl eine so große Sünde sein, von dieser Menge ein Stück für deine armen, nackten Kinder zu nehmen? Der Müller würde den Verlust wenig fühlen, denn der ist reich; und dir würde es eine große Hülfe in deinem Elend sein. Das Unrecht könnte doch wohl nicht so groß sein! — Er hielt sein Pferd an und stieg ab: als er aber auf den Zaun gestiegen war, hieß es in ihm: Es ist doch Unrecht; und Unrecht ist Sünde! Bisher hast du nicht gestohlen, du darfst es auch jetzt nicht thun. Er stieg wieder herunter vom Zaun und setzte sich schnell zu Pferd. Allein bald sah er sich um. Die Versuchung trat aufs Neue an ihn heran:

Der Jammer in seinem Hause, seine vielen nackten Kinder traten ihm vor die Seele. Er stieg wieder ab, und — bald stand er wieder an dem Zaun. Aber sein Gewissen erwachte abermals. Der Kampf war hart; doch siegte die Macht des Gewissens in ihm, und, ohne die Leinwand genommen zu haben, setzte er sich zum zweitenmal zu Pferd. Man hätte denken sollen, daß er nun völlig überwunden habe. Aber der Versucher setzte ihm fort und fort und immer heftiger zu. Es währte nicht lange, da sah der Reiter wieder zurück, und gewaltiger faßte ihn der Gedanke an seine Noth und Bedrängniß. Die alte Schlange trat jetzt von einer andern Seite an ihn heran, wie dort zu Eva (1 Mos. 3, 4.); ihr werdet mit nichten des Todes sterben. Der Reiter fing an mit sich selber zu disputiren, die Sache auf allerlei Art auszulegen. Er dachte: Was ist das ganze? Was ist das Stück Leinwand für einen reichen Müller? Eine Kleinigkeit! Dir aber kann sie in deinem Elend eine große Linderung verschaffen. Bei dir wird ja doch wirklich einem großen Mangel und Jammer

durch eine Kleinigkeit abgeholfen; da kann die That ja offenbar auch nicht so schlimm sein! Und warum sollte es denn alles so zusammen-treffen, daß das Tuch gerade in der Nacht auf der Bleiche vergessen werden mußte, da dein Weg dich hier vorbei führt! Offenbar ist dir in deiner Noth diese Gelegenheit zur Hülfe recht an die Hand gegeben! Still, thörichtes Herz, warum pochst du denn so! Muth, alter Krieger! Bist du doch oftmals mit gewesen, wo dir die Kugeln um die Ohren saußten, und dir war nicht bange; was willst du dich hier ängsten? Ein Augenblick, und die Sache ist gethan! — Rasch stieg er vom Pferd und wieder am Zaun hinauf. Als er aber nun innen zum Tuch hinabsteigen wollte, kam es schwer über ihn, wie ein Fluch. Sein Kampf stieg aufs höchste. Was thust du? wohin gehst du? rief es in ihm. Es ist doch Sünde! Und die Sünde führt unausbleiblich in zeitliches und ewiges Verderben. Sprich was du willst, du bist doch ein Dieb, wenn du etwas mit hinwegnimmst! Dann sah er wieder seine armen Kinder vor Augen, die er im bevor-





stehenden Winter nicht gegen Hunger und Frost werde schützen können. Ein Vater, dachte er, soll ja doch für seine Kinder zuerst sorgen; hier ist mir ein Mittel dargeboten. Aber ein Sündenmittel! hieß es wieder in ihm. Und soll ich dereinst von jedem Wort Rechenschaft ablegen, wie theuer wird dann diese That zu stehen kommen! Ich Armer, hier stehe ich, stehe zwischen Noth und Sünde, was soll ich thun? Soll ich mich denn der Sünde und dem Gericht in die Arme werfen, um meinen Kindern zu helfen? — Der Schweiß stand ihm auf der Stirne. Er war in der höchsten Aufregung. Aber da faßte dieser Kriegsmann die rechten Waffen; er nahm seinen Hut ab, hob seine Hände und seine Augen gen Himmel und seufzte und betete: O Gott, sieh gnädig herab, sieh herab, hilf mir und regiere mich! Ach um meiner Erlösung willen, um Jesu Christi, deines lieben Sohnes willen, sieh auf mich armen Sünder herab, sei mir gnädig und hilf mir!

Sein Gebet wurde erhöht. Wie Spreu vor dem Winde wich unter dem Beten die Ber-

suchung von ihm. Froh und frei setzte er sich auf sein Pferd und dankte herzlich Gott, der ihn herausgerissen hatte aus dieser Versuchung, sich selber zu helfen, was doch nur Fluch und Verderben über ihn gebracht hätte; ja er fühlte nun in seinem Herzen eine unaussprechliche Freude, daß er sich im Glauben Gott zugewendet habe, dessen Hülfe nahe ist denen, die ihn fürchten (Ps. 85, 10. 74, 12.). Aber ehe er weiter ritt, lenkte er sein Pferd seitwärts und trabte rasch den Hof des Müllers hinauf. Als er an die Thüre klopfte, öffnete dieser ein Fenster und fragte: Wer da? Eine Ordonnanz aus Flensburg, war die Antwort, nur ein paar Worte! Der Müller hatte aber schon das Fenster wieder zugeschlagen; denn, dachte er, eine Ordonnanz aus Flensburg bei Nachtzeit, das muß etwas zu bedeuten haben. Rasch kleidete er sich an, und mit einem: was gibts? öffnete er die Thür. Mein lieber Müller, sagte der Reiter, eben ritt ich hier vorbei und sah über den Zaun, daß Sie Ihr Leinenzeug auf der Bleiche vergessen haben. Das gienge nun eigentlich mich nichts an, aber — ich

will's nicht verschweigen; ich bin ein sehr armer Reiter, habe eine Frau und fünf kleine Kinder, die so gut als nackt sind. Meine elende Lage und der reiche Vorrath, den ich sah, verleiteten mich, still zu halten; und hart und schwer wurde ich da versucht, Ihnen zu nahe zu treten. Dreimal bin ich vom Pferd gestiegen; — mein Jammer und die gute Gelegenheit auf der einen Seite, und das Gewissen, und der Gedanke an die Sünde, an Fluch und Verdammniß auf der andern Seite, erregten in mir den heftigsten Kampf; von allen Seiten stürmte es auf mich ein, es war, als ob ich erliegen müßte. Da sah ich zum Himmel auf, und wie ich oft gethan hatte, ich betete zum allmächtigen Gott. Er hörte mich auch, Er gab mir neues Vertrauen und Kraft genug zum Widerstand. Ich ließ ab von meinem sündigen Vorhaben, und mit freiem und frohem Herzen setzte ich mich zu Pferde. Nun hätte ich meinen Weg fortsetzen können; aber lieber Müller, die Landstraße ist groß, und viele passiren sie; es könnten noch andere nach mir während der Nacht kommen und auch versucht

werden und in die Sünde fallen; das wäre schlimm. Darum bin ich gekommen, um ihnen zu sagen, Sie sollen Ihr Tuch lieber von der Bleiche hinwegnehmen; und hiemit will ich Ihnen eine gute Nacht wünschen.

Mein lieber Reiter, sagte nun der Müller, komm Er herein und nehme Er eine kleine Erfrischung an; die Luft ist kalt diese Nacht.

Das kam dem Reiter nicht ungelegen, denn er war hungrig und durstig; er stieg ab und gieng mit dem Müller ins Haus. Dieser zog nun eine Schieblade unter dem Tisch heraus, langte Brod, Butter und Käse, Fleisch und Speck hervor, schenkte ein Glas Bier ein, lauter herrliche Gerichte für den armen Reitersmann, und bat ihn, zuzulangen. Hierauf ging er hin, um die Mägde zu wecken; und diese brachten nun die Leinwand, von welcher kein Stück fehlte, ins Haus. Indessen hatte der Reiter es sich gut schmecken lassen. O Gott, sprach er bei sich selbst, Du halfest vorhin; hier hilfst Du wieder: Du wirst auch weiter helfen! So saß er und freute sich Gottes; und als er gesättigt war, faltete er andächtig

seine Hände, beugte demüthig sein Haupt und sprach in der Stille ein kurzes Dankgebet; dann stand er auf, bot dem Müller die Hand, dankte ihm herzlich für die Erquickung und wünschte ihm den Segen Gottes und wollte gehen. Da holte dieser ein Stück Leinwand hervor. Sieh Er, mein lieber Reiter, sagte er, das ist das größte und beste Stück unter allen, die auf der Bleiche gelegen sind, das soll Er haben, weil Er in der Furcht Gottes so standhaft der Sünde widerstanden ist und im Gebet Hülfe bei Gott gesucht hat. Nehme Ers nun getrost, nehme Ers nun mit Ehren. Kommt Er später in besondere Verlegenheit, oder führt ihn sein Weg sonst wieder hier vorbei, so spreche Er ein bei mir!

Da wurde dem härtigen Kriegermann das Herz weich; es rollten ihm Thränen über die braunen Wangen; das war zu unerwartet, zu viel! Sprechen konnte er nicht, aber das Stück Leinwand nahm er, und nahm es mit einer Miene, die besser redete als Dankagung. —

Nun, geliebte Leser, dieß ist eine Geschichte, die sich wirklich vor vielen Jahren so zuge-

tragen hat und die wichtige Belehrung enthält,
wie der barmherzige Gott ein Helfer
in der Noth, und ein Schutz in der
Versuchung sei, wenn man Ihn im
Glauben anruft.

IV.

Das Murren.

„Pin=ge=lin=ge=ling! zum Essen, lieber Mann und lieben Kinder!“ so erklang hell und lieblich der Ruf der guten Elisabeth, deren Stimme so oft in guten wie in trüben Tagen ihrem Manne, dem Friedrich Walther, wohlthuend in Ohr und Herz hineingeläutet hatte. Düstern Blickes stand er eben am Fenster und kratzte unwillig an den dick gefrorenen Scheiben. Er verwünschte die grimmige Kälte, ja die bösen Gedanken verirrten sich so weit, daß er halblaut vor sich hinmurmelte: „Unser Herrgott hätte doch besser gethan, nicht so viel Eis und mehr Schnee und Regen zu schicken, da wären die armen Leute nicht so lange ohne Arbeit und Brod geblieben.“ Ihm hatte nämlich der strenge Winter den guten Verdienst genommen, den er sonst bei offener Schifffahrt in seinem Geschäfte fand. Dieß bestand darin, daß er

die an seinem Wohnorte vorbeifahrenden Schiffe als Steuermann eine Strecke weit begleitete. In der Zwischenzeit suchte er durch Fischfang und sonstige Arbeiten am Ufer des Flusses sich einen weiteren Verdienst zu machen. Beides hatte nun aufgehört und, da er manche Ausgaben für Hausreparatur und durch Krankheit seiner Kinder gehabt hatte, so war es kein Wunder, daß sich das Mittagsmahl recht einfach anließ, denn seine gute Hausfrau hielt sich genau mit ihren Ausgaben nach den Einnahmen.

Dennoch folgte Walter ihrer Einladung gern und glaubt mir nur, ihr lieben Kinder, im Ganzen genommen, setzen sich die Armen mit besserem Appetit an ihren einfachen Tisch, als die Vornehmen an ihre reich besetzte Tafel. Beneidet diese darum nicht und seid fröhlich und dankbar für das, was der liebe Gott Euch bescheert. Rechter Genuß und Segen ist aber nur da, wo auch die Seele den rechten Hunger hat nach der himmlischen Speise. Sie soll nicht darben, sie soll sicherlich satt werden, sie soll gewißlich: „ewiges Leben und volles Genüge“ haben. Das hat Jesus selbst gesagt.

Als nun Walter das Tischgebet wie gewöhnlich laut aussprach, fühlte er sich durch seine eignen Worte merkwürdig getroffen. Sie drangen nicht allein in sein Ohr, sondern noch tiefer in sein Gewissen ein. Beschämung zog in seine Seele ein, er bereute sein Murren gegen Gottes weise Einrichtungen. Er wurde ernst und nachdenkend. Es ging ihm dann durch den Sinn, wie er am Ende doch weit glücklicher sei, als mancher Andere. Gott hatte ihn noch keinen Hunger leiden lassen, ihn vor Schuldenmachen bewahrt, vor manchem Schaden behütet. Er und sein Weib waren gesund, seine Kinder wieder hergestellt und wuchsen auf in der Furcht Gottes und im Gehorsam gegen die Eltern, sie waren fleißig in der Schule und wurden überall gern gesehen. Vor Allem aber hatte sich Gott darin gnädig erwiesen, daß Er ihm in seiner Elisabeth einen reichen Schatz gegeben. Mit ihrem immer gleichen heitern Sinn, mit ihrem Fleiße und ihrer Ordnung, wußte sie das Hauswesen wie das Familienglück im besten Gange zu erhalten. Es war eine Lust in ihr Häuschen ein-

zutreten, und einen Blick in ihre kleine doch wohlgeordnete Wirthschaft zu werfen. Sie besaß die Achtung aller Nachbarn und die Liebe der Ihrigen. Man sah und fühlte es ihr bald an, daß sie mit ihrem Heilande in naher Gebetsgemeinschaft stehe. Walter vergaß auch nie, daß er erst durch sie zu seinem Heilande hingeführt worden war.

Als sie nun die vier Teller füllte mit dem Wenigen, was sie bieten konnte, sagte sie in ihrer fröhlichen frommen Weise:

Brot und Salz,
Kartoffeln und Schmalz!
Seid dankbar und zufrieden,
Gott hat es so beschieden,
Auf ihn werft alle Sorgen,
Er hilft auch heut und morgen!

Noch mehr als vorher seine eignen Worte gingen Walter jetzt die Worte seiner Elisabeth, in denen so viel Wahres lag, zu Herzen. In der Stille seiner Seele bat er Seinen Gott recht demüthig um Verzeihung seines großen Unrechtes und daran knüpfte sich ein heißes Dankgebet zum himmlischen Vater, der alles so

wohl gemacht hat. Er gelobte ihm feierlich in seinem Herzen, nicht wieder gegen Seinen heiligen Willen zu murren, sondern Ihm in allen Dingen still zu halten. Darauf wurde er selbst innerlich zufrieden und glücklich, denn er hatte sich Seinem Herrn und Schöpfer voll Vertrauen unterworfen und nur, wenn das geschehen ist, kann in das von Natur so trozige Menschenherz der Friede Gottes einziehen.

Herrlich schmeckte darauf die einfache Mahlzeit, denn sie wurde durch eine gottselige Stimmung gewürzt. In diesem Sinne war auch das Gespräch, und das Beispiel der Eltern wirkte auf die Kinder. Alle fühlten sich in inniger Liebe mit einander verbunden und in solcher Freude zu Dem hingezogen, der ja gesagt hat: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ Und der treue Gott, der auf der Stelle hilft, oft aber auch für gut findet, uns lange warten zu lassen, sandte diesmal schon Hülfe ehe noch die rechte Noth eingetreten war.

Als nämlich Friedrich Walter nach dem Essen den Seinen aus der großen Hausbibel einen Abschnitt vorlas und zur Frage des

Herrn an die Jünger gelangte: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ stellte er dieselbe Frage auch an sich und die Seinigen und alle antworteten wie die Jünger: „Nie keinen!“ — Da wiederholte er die letzten Worte seiner Frau:

Seid dankbar und zufrieden,
Gott hat es so beschieden,
Auf ihn werft eure Sorgen,
Er hilft auch heut und morgen.

Kaum hatte er ein feierliches Amen dazu gesprochen, als an die Thüre geklopft wurde und ein Bekannter in das Stübchen eintrat mit der Botschaft: „Der Walter solle doch sogleich zu dem Hospital der nahen großen Stadt kommen, weil man mit ihm einen Contract über eine beträchtliche Eislieferung abschließen wolle. In freudiger Aufregung eilte er zur Stadt und bald kam ein für ihn sehr vortheilhafter Abschluß zu Stande. Auf dem Heimweg bestellte er für den folgenden Morgen eine Anzahl von Bekannten mit Werkzeugen und Sägen. Eis war reichlich vorhanden und nun gab es auch Arbeit und Ver-

dienst. „Wie gut, daß der liebe Gott reichlich Eis gegeben hatte!“

Wie bewegt und dankbar gestimmt waren Alle Daheim, als Walter ihnen den ganzen Hergang erzählte. Sein Murren gegen Gott, seine Scham und Reue, sein demüthiges Gebet und seine Unterwerfung, auf welche Freude und Friede in seine Seele eingezogen, und Gottes sichtbares gnädiges Walten nachgefolgt sei.

Es ist so gut, liebe Kinder, wenn wir alles, was der liebe Gott oder unsre Eltern uns auferlegen, gehorsam und freudig annehmen und ertragen, auch ohne den Grund und den Nutzen davon sogleich verstehen zu können. Wir werden ihnen einst noch für Manches danken, daß sie es so und nicht anders gemacht haben, denn Allen denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

V.

**Wohl zu thun und mitzutheilen vergesset
nicht, denn solche Opfer gefallen
Gott wohl.**

Und alle Länder kamen in Egypten zu kaufen bei Joseph; denn die Theurung war groß in allen Ländern.

Dieser letzte Vers des 41. Kapitels des 1. Buch Mose war in einer Sonntagschulklasse in Irland, welche aus sechs Knaben und zwei Mädchen bestand, gelesen worden. Sie wollten eben ihre Bibeln zumachen, als die Lehrerin sie nach der Bedeutung des Wortes „Theurung“ fragte. „Unter Theurung oder Hungersnoth versteht man den Mangel an Brod, Kartoffeln und andern Nahrungsmitteln“ war die augenblickliche Antwort. „Wißt ihr, was des Christen Pflicht ist, wenn Gott ihm in Fülle gegeben hat und er hört oder sieht, daß seine Mitmenschen Mangel leiden?“ „O ja,“

riefen die Kinder, „wir wissen, daß wir das, was uns der Herr gegeben hat, theilen müssen mit denen die Noth leiden.“

„Ist es nun aber recht, liebe Kinder, daß ihr eure Pflichten kennt und sie doch nicht erfüllt? Aber, werdet ihr sagen, in unserem Lande ist ja keine Theurung! Doch hört mir zu und urtheilt dann selbst. Ihr habt gewiß schon den Namen des Dorfes Dingle, in unserer Provinz gehört. Aber wißt ihr auch, daß die Bewohner von Dingle so arm sind, daß sie jetzt im Winter, wenn ihre Kinder aus der Schule kommen, ihnen kein Mittagessen geben können. Es hat die Frau des Geistlichen oft zu Thränen gerührt, wenn die Kinder ihr auf ihre Frage, warum sie Mittags nicht zu Hause gingen, antworteten: „Wir finden zu Hause ja doch nichts zu essen.“ Können wir nun wohl sagen, daß in unserem Lande keine Hungersnoth sei, wenn so viel arme Familien nicht so viel Kartoffeln haben, um den Hunger ihrer Kinder zu stillen?“

Die Klasse war still, die Lehrerin hatte in diesen jungen Herzen eine Saite berührt, die

dieselben in tiefe Erregung versetzte und befriedigt von dem Eindruck, den ihre Erzählung gemacht hatte, segnete sie die Kinder und entließ sie.

Einige Sonntage gingen vorüber, ohne daß die armen Kinder in Dingle wieder erwähnt wurden. Da fand die Lehrerin eines Sonntages ihre Klasse in freudiger Aufregung mit strahlenden Augen und glühenden Gesichtern. Das Geheimniß dieser frohen Erregung wurde bald erklärt, als zuerst die Älteste, dann die Jüngste der Klasse ihr Geld übergaben, welches diese Kinder in den letzten Wochen gespart und gesammelt hatten, damit es den armen Kindern in Dingle zur Unterstützung, und als ein Zeichen ihrer Liebe gesendet werden möchte.



VI.

Der blinde Mann und sein Hund Caro.

„Komm Caro!“ sagte ein blinder alter Mann zu seinem Hund, „wir haben heute nichts eingenommen und können nun wohl heimkehren, denn es wird Niemand mehr diesen Weg entlang kommen, der Willens wäre uns etwas anderes zukommen zu lassen, als Staub. Komm Caro! es ist zu Hause wärmer, obgleich wir nur ein kleines Feuer und wenig Brod dort finden werden; wir wollen versuchen zu schlafen und dadurch Kälte und Hunger vergessen.“

Der alte Mann, der gewohnt war auf diese Art mit seinem treuen Thier, seinem beständigen Begleiter und Helfer, zu sprechen, setzte nun seinen zerdrückten Hut auf und zog den Strick an, ein Zeichen zum Aufbruch für Caro. Aber der Hund rührte sich nicht und er zog vergebens.

„Was ist?“ rief sein Herr, sich unwillig umkehrend; „komm sage ich dir, ich bin müde von dem vergeblichen Warten.“

Aber Caro war noch immer unbeweglich und der alte Mann murmelte ärgerlich: „So muß ich mir von meinem Hund Vorschriften machen lassen; wie traurig ist es doch, wenn man alt, arm, blind und taub ist. Er glaubt, es käme Jemand und ich weiß es ist nichts; aber er will seinen Willen haben und so muß ich ihm Zeit lassen, denn ohne ihn kann ich nichts beginnen.“

Er blieb stehen und der Wind blies durch seine Silberlocken, während sein blasses Gesicht von der Kälte immer blässer wurde.

Unterdessen waren Caros Ohren und Augen aufmerksam auf den Fahrweg gerichtet, denn obgleich sein alter Herr es nicht glauben wollte, so war er sicher, daß Räder kämen. Er hatte Recht, es wurde bald ein Wagen sichtbar; Caro sprang vor, und sich auf die Hinterfüße stellend, bettelte er so gut er konnte.

Der Postillion fuhr schnell, aber die Dame in dem Wagen, gerührt von dem Anblick des

Greises auf diesem einsamen Weg, gebot zu halten.

„Habet Mitleid mit einem Blinden!“ sagte der alte Mann mit seinem Hut in der Hand sich dem Wagen nähernd, während Karo alle möglichen Grimassen und Bewegungen machte, um diese Bitte zu unterstützen.

Als die Dame merkte, daß der alte nicht nur blind, sondern auch taub war, gab sie ihm reichlich, und mit lauter Stimme fügte sie einige Worte des Trostes hinzu: „Fürchtet euch nicht, Gott ist mit euch!“ dann fuhr sie fort.

„Guter Caro!“ rief der Blinde, „treues Thier, wie unrecht habe ich dir mit meinem Unwillen gethan, es thut mir leid, daß ich so ärgerlich war und vergaß, daß du Augen und Ohren hast, während ich blind und beinahe taub bin.

Durch deine Treue und Aufmerksamkeit habe ich nicht nur ein reichliches Geldgeschenk bekommen, sondern auch ein süßer, heilsamer Trost ist in mein verzagtes Herz gekommen.

Ja, die liebe Dame hat Recht, „fürchte dich nicht, Gott ist mit dir!“ wie nahe war ich da=

ran wider Ihn zu murren, und gerade, als meine Noth groß, war Er mir nahe, und half mir aus leiblicher und geistiger Noth zugleich.

Nun kommt Caro, mein gutes Thier, wir wollen uns ein stärkendes Mahl und eine warme Stube bereiten, und gern will ich ein andermal geduldiger sein."



VII.

Die erste Sonntagschule.

In Gloucester, einer Stadt Englands, sah man zwei Männer über einen Platz schreiten, von denen der eine, eine gebückte Gestalt mit gefurchtem Antlitz und weißem Haar, sich auf den Arm seines jüngeren Gefährten stützte. Vor einem ansehnlichen Gebäude blieben die beiden Männer stehen und der ältere nahm seinen Hut ab, faltete die Hände und blickte voll tiefer Rührung auf das vor ihm stehende Haus, während seine Lippen sich wie im stillen Gebet bewegten. Dieser Mann war Robert Raikes und das Gebäude, vor dem er stand, war die Sonntagschule, deren Gründer er gewesen war. Wohl hatte er Recht, ein heißes Dankgebet zu Gott emporzuschicken, für den Segen, den der Herr auf seine Arbeit gelegt hatte.

Als nämlich Robert Raikes noch ein jün-

gerer Mann war, hatte er oft des Sonntags mit Schmerz von seinem Fenster aus die Kinder beobachtet, die lärmend und wild, mit schmutzigen, zerrissenen Kleidern auf der Straße umherspielten. Es that seinem edlen Herzen, daß den Heiland aufrichtig liebte, weh, diese Kinder, die der Herr ja doch auch zu sich eingeladen hatte, so wild aufwachsen zu sehen. Sie wußten nichts von ihrem Erlöser, denn Niemand erzählte ihnen von ihm; sie ahnten nichts von dem stillen, seligen Frieden der Sonntagsfeier; ihnen war ein Tag wie der andere.

Da, im Jahr 1781, faßte Robert Raikes den Entschluß, sich dieser armen, vernachlässigten Kinder anzunehmen und sie Sonntags zu sich einzuladen. Und sie kamen; erst wenige, dann immer mehr und mehr, und Robert Raikes erzählte ihnen die lieblichen Geschichten der Evangelien, er lehrte sie Lieder und Sprüche, sang und betete mit ihnen. Des Herrn Gnade und Segen waren sichtbarlich mit seinem Werk. Bald fand er willige Herzen und Hände ihn in seiner Arbeit zu unterstützen, denn Vielen wurde klar, daß das Wort des Herrn: „Gehet

hin und prediget das Evangelium aller Creatur“ zu allen Menschen gesprochen sei und jeder Christ die Verpflichtung habe, für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu sorgen. So verkündeten sie denn den Kindern die frohe Botschaft von Jesu Christi und die Verheißung des Herrn, daß kein Wort seines Mundes leer zu ihm zurückkommen solle, ging herrlich in Erfüllung. Aus den armen vernachlässigten Kindern, die nichts von Gott und seinem Sohne, nichts von der Bibel und der Sonntagsfeier gewußt hatten, wurden fröhliche, fromme Kinder, die mit Freuden den Sonntag erwarteten, um in der Sonntagschule den Herrn zu loben und sein heilig Wort zu lernen.

Mit Staunen und Verwunderung sah man den segensreichen Einfluß dieser Sonntagschule. In anderen Städten hörte man davon und versuchte es mit gleichem Erfolg, und Robert Raikes hatte die Freude, gegen das Ende seines Lebens die Sonntagschulen fast über ganz England verbreitet zu sehen. Als er in seinem hohen Alter, nach längerer Ab-

wesenheit nach Gloucester zurückkehrte, war sein erster Gang nach der Sonntagschule, für die mittlerweile ein eigenes, stattliches Gebäude errichtet worden war, und vor derselben, wie bereits oben erzählt ist, dankte er Gott in innigem Gebet für den Segen, den er allen denen gegeben, die nicht nur mit den Lippen, sondern in der That und in der Wahrheit gebetet haben: „Dein Reich komme.“

Robert Raikes ist lange todt, aber die Sonntagschulen blühen fort und fort, denn sie sind kein Werk der Menschenhand und des Menschengesistes, sondern sie sind Gottes Werk. — Von England haben sich die Sonntagschulen nach Schottland und Irland verbreitet, über das Weltmeer weg haben sie ihren Segen bis nach Amerika getragen. In Frankreich, in der Schweiz, in Italien, in Deutschland, überall sieht man Sonntagschulen entstehen und der Ruf des Herrn gehet durch alle Lande: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

VIII.

Was die kleine Marie am Bache verlor.

Marie war ein kleines Mädchen, die zur Schule ging. Sie hatte ihr A-B-C-Buch, ihren Griffel, ihr Nähzeug, ihren Fingerhut und ihre Scheere bei sich. Auch hatte sie Zeit. „Adieu, Mutter,“ sagte sie mit einem Kuß. „Adieu, mein Kind,“ sagte die Mutter, „verliere nur nichts!“

Auf ihrem Wege zur Schule mußte Marie über einen kleinen Bach. Marie blieb stehen und sah mit Vergnügen, wie das Wasser so dahinrauschte und in den Sonnenstrahlen funkelte. Dann bückte sie sich nieder und steckte ihre Hand in's Wasser, als wollte sie versuchen es aufzuhalten. Es sprang über ihre Hände und drängte sich durch ihre Finger und lief so schnell fort, wie es konnte. Während Marie so mit dem Wasser spielte, verlor sie etwas; sie merkte es aber nicht.

Ob das eilig dahinfließende Wasser Marie wohl daran erinnerte, daß sie auch eilen müsse zu Schule zu kommen? Sie sprang mit einem Male auf und lief schnell fort.

Als sie an die Schultür kam, war diese zugemacht, denn der Unterricht hatte bereits angefangen. Marie erschrak. „O weh,“ sagte sie, „nun werde ich einen Tadel bekommen, denn ich habe keine Entschuldigung.“ Leise trat sie ein.

In der Zwischenstunde erzählte sie ihrer Lehrerin, Fräulein Liebreich, wie es zugegangen war, daß sie zu spät kam.

„Du hast ja etwas an dem Bache verloren,“ sagte diese, „etwas sehr Werthvolles und was du nie wieder finden kannst.“

„Verloren?“ fragte die Kleine verwundert. „Ich habe doch Alles bei mir. Mein Lesebuch ist es doch nicht?“

„Es ist schlimmer, als wenn du dein Buch verloren hättest, denn das könnte man wieder finden,“ sagte die Lehrerin.

„Es ist doch nicht mein silberner Finger-

hut," sagte Marie, indem sie geschwind in die Tasche fuhr. Der Fingerhut war da.

„Deinen Fingerhut könnte man auch wieder finden.“

„Meinen Sie, ich hätte meine Scheere verloren?“ fragte Marie.

„Wenn du sie verloren hättest, könntest du wohl leicht eine andere kaufen, denke ich.“

„Wenn ich meinen Griffel verloren hätte, könnte ich auch einen wieder kaufen.“

„Ja," sagte Fräulein Liebreich, „aber was du verloren hast, kannst du nicht wieder kaufen; es ist und bleibt verloren für immer.“

„O," sagte Marie, „aber was ist es denn?“

„Es ist verlorene Zeit, Marie," sagte die Lehrerin ernst.

„Ja," erwiderte Marie, „Zeit habe ich wirklich an dem Bache verloren.“

„Und du merktest den Verlust auch, als du vor der Thüre standest, nicht wahr?“

„O ja, Fräulein, ich hätte viel darum gegeben, wenn ich einige Minuten früher gekommen wäre.“

Aber eine verlorene Minute kann man nicht

wiederbekommen; sie ist für immer verloren. Man kann sie nicht borgen, nicht kaufen, nicht erbetteln. Eine reiche Frau, die nicht mehr lange zu leben hatte, rief in ihrer Todesangst: „Millionen Thaler für eine Spanne Zeit!“ Aber sie konnte mit ihren Millionen keine Spanne Zeit erkaufen.

Gott schenkt jedem Kinde goldene Minuten genug, um sie zu gebrauchen, aber nicht um sie zu verschwenden. Gebraucht die eurigen so, daß ihr jeden Tag eine gute Rechenschaft geben könnt.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

IX.

Hast du nichts zu verschenken?

Es lebte einst ein heidnischer Philosoph, der viel Weisheit und Menschenliebe besaß, aber das Licht der Offenbarung war ihm nicht geworden; er wußte nichts von der Liebe eines Erlösers. Obgleich nun viele kamen, um von ihm zu lernen, so konnte er doch seinen Jüngern nur die Wahrheiten lehren, welche der natürliche Verstand zu entdecken vermag, die aber dem sterbenden Sünder keine feste Hoffnung auf Unsterblichkeit verleihen können. Dennoch wurde er geliebt, ja verehrt von seinen Schülern. Sie hatten die Gewohnheit, ihm von Zeit zu Zeit Geschenke als Zeichen ihrer Zuneigung zu überreichen, und ohne Zweifel bewog ihre Liebe sie dazu, ihm das Beste, was sie irgend vermochten, zu geben.

Bei einer solchen Gelegenheit nun, als die Schüler dieses Philosophen ihm verschiedene

Gaben brachten, zog einer von ihnen sich zurück, bis er nicht mehr vermeiden konnte zu sprechen. Da füllten Thränen seine Augen und er warf sich seinem Meister zu Füßen und rief: „ich bin so arm, daß ich nur eins besitze, was ich dir geben kann, das bin ich selbst; mein Leben soll fortan deinem Dienst geweiht sein.

Leser! Ich bitte dich, diese Worte des armen heidnischen Jünglings zu beachten. Hast du etwa einen Meister, der deinen Dienst verlangt und ein Recht hat ihn zu verlangen? — Ja, du hast einen Solchen, obgleich du vielleicht seiner nicht gedenkst, oder ihn nicht liebst. Er aber übertrifft bei weitem jeden irdischen Lehrer. — Er ist so mächtig, daß alle Himmel seine Größe nicht zu fassen vermögen. — Er hat so viel Liebe, daß „Er selbst die Liebe ist“ — ist so voller Weisheit, daß Er nicht irren kann — so gütig, daß er sowohl ein Vater als ein Meister für seine Jünger sein will. Nun lieber Leser, höre seine an dich gerichteten Worte: „wenn ich denn ein Vater bin, wo ist meine Ehre, und wenn ich ein Meister bin, wo ist meine Furcht?“

Hast du diesem himmlischen Freunde je ein Zeichen deiner Liebe gegeben? Hast du jemals wie dieser arme heidnische Knabe gesagt: „ich habe nur eins zu geben, das bin ich selbst, um dir fortan zu dienen.“ Hast du nicht irgend etwas deinem himmlischen Freunde zu schenken.“ Nur eins gibt es, unter allem was du besitzt, das er nicht verschmähen wird, das ist dein Herz. Er spricht zu dir: „Mein Sohn, gib mir dein Herz.“ Geh rasch zu Ihm; knie vor Ihm nieder; sage Ihm, du wollest dich selbst Ihm übergeben bis an dein Lebensende. Er wird dich aufnehmen und dich nicht mit leeren Händen wieder wegschicken, sondern dir geben: seine Gnade hienieden und unendliche Herrlichkeit jenseits.

X.

Auf meiner Mutter Schooß.

„Großpapa erzähle, etwas“ riefen die Kinder und drängten sich um den freundlichen alten Mann, der stets einen so reichen Vorrath schöner Geschichten für sie hatte. Großpapa hatte weite Reisen gemacht und viel Schönes in der Welt gesehen, da konnte er wohl erzählen: Aber am meisten freuten die Kinder sich, wenn er anfang:

„Als ich noch ein kleiner Junge war“ . . . und dann folgte irgend eine Erinnerung aus seinen Kindertagen. Die Kinder wußten genau wie es in Großpapas Kinderstube ausgesehen, und was für Blumen auf seinem Gartenbeet gestanden, und was für Geschichten seine Mutter ihm erzählt hatte; er hatte es ihnen alles sagen müssen.

Eines Tages, als er auch wieder von seiner Kindheit erzählt hatte, sagte er:

„Ich habe so viel Herrliches in meinem Leben gesehen, bin mit so viel lieben, trefflichen Menschen zusammengekommen, habe so viel Glück und Vergnügen in meinem Leben genossen, aber wenn ich zurückblicke auf mein ganzes Leben: ich bin nirgend lieber, glücklicher und zufriedener gewesen, als auf meiner Mutter Schooß. Dort durfte ich von meinen Spielen ausruhen, und sie klopfte mir die erhitzten Wangen; dort durfte ich mich ausweinen, wenn ich traurig war, während ihre liebe Hand über mein Haar strich; ob auch die Thränen noch flossen, alles war ja doch eigentlich vergessen, wenn ich bei ihr war. Und war ich unartig gewesen, und hatte mein Unrecht eingesehen und die liebe Mutter um Verzeihung gebeten, dann war es das sicherste Pfand ihrer Vergebung, wenn sie mich auf den Schooß nahm. O, auf der ganzen Welt ist kein Platz so traulich schön, als auf der Mutter Schooß.“

XI.

Kindlicher Glaube.

Als eine Dame eines Tages in eine Kirche in Paris trat, sah sie an der Thür ein kleines Mädchen von ungefähr acht Jahren stehen, die einen Brief in der Hand hielt und sich scheu nach allen Seiten umsah, als ob sie im Begriff sei etwas zu thun, das verborgen bleiben sollte.

„Was thust du hier, mein Kind?“ sagte die Dame. Zuerst antwortete sie nicht; aber als die Dame sie bei der Hand faßte, und freundlich mit ihr sprach und sie bat, ihr den Brief zu zeigen, sagte sie mit Thränen in den Augen, daß sie an den lieben Gott geschrieben habe, um ihm zu sagen, daß ihr Vater neulich bei seiner Arbeit sich schwer verletzt habe. Die Mutter sei schon lange krank, und sie und ihre vier jüngern Geschwister könnten doch nichts verdienen, nun habe sie den lieben Gott gebeten, ihnen doch etwas zu essen zu schicken. Die

Dame nahm den Brief und sah, daß er adressirt war: An den lieben Gott, und das kleine Mädchen sagte ihr, der Prediger hätte gesagt, wenn man Gott um etwas bäte, so erhielte man es. Nun hätte sie an ihn geschrieben und wollte den Brief in die Büchse an der Kirchthür stecken, da werde er ihn wohl bekommen und ihr Gebet erhören. Die Dame erkundigte sich nun näher bei dem Kinde nach ihren Eltern und deren Wohnung und sagte, sie möchte ihr den Brief geben, sie wolle ihn besorgen und der liebe Gott werde ihr Gebet wohl erhören.

Das kleine Mädchen eilte mit leichtem Herzen zu Hause und in dem festen Glauben, Gott werde etwas schicken, saß sie den ganzen Tag erwartungsvoll am Fenster, aber sie sagte nicht, was sie gethan hatte. Der Tag aber verging in vergeblichem Warten und als sie sich Abends auf ihr hartes Lager legte, da faltete sie ihre kleinen Hände und betete, der liebe Gott möge doch ihren Brief bald beantworten, dadurch daß er ihnen etwas zu essen schicke.

Früh am andern Morgen war sie auf und

eilte ans Fenster, in der unbestimmten Hoffnung, dort eine Antwort des Himmels zu finden, und da sie dort nichts fand, öffnete sie die Thüre — und wirklich, da stand ein Korb voll Brod und anderer Lebensmittel, und ein Brief an das kleine Mädchen lag oben darauf, in welchem stand, daß der liebe Gott ihr alle diese Dinge schickte und daß bald Jemand kommen würde, mit ihren Eltern zu sprechen.

Im Laufe des Vormittags kam denn auch ein Arzt, der dem kranken Vater heilsame Arznei verordnete und ihm folgte bald die freundliche Dame, die ihren Bekannten die Geschichte des Briefes erzählt hatte und um Unterstützung für die arme Familie gebeten.

Bald waren, durch ärztliche Hülfe und gesunde Nahrung die Kranken wieder hergestellt, und konnten sich durch ihre eigene Arbeit wieder erhalten.

Obgleich nun auch der Brief des kleinen Mädchens nicht direkt an den lieben Gott gelangt war, so bleibt es darum nicht minder wahr, daß kindlicher Glaube und Gebet Erhörung finden.

XII.

Das gute Kind.

In Halle, einer Stadt der Provinz Sachsen, lebte Johanna, ein frommes, gutes Mädchen, und ihrer Mutter einzige Freude. Ihr Vater war gestorben, als sie noch ganz klein war und sie ihn kaum mit ihrer zarten Stimme rufen konnte. Johanna konnte sich deshalb nicht mehr auf ihn besinnen, aber ihre liebe Mutter hatte ihr gar viel von ihm erzählt, wie er seine kleine Hanna so sehr geliebt hatte, sie immer auf seinen Armen getragen, und sie selbst beim Mittagsmahl nicht von seinem Schooße gelassen hatte. Und als er so krank wurde, und das Bett nicht verlassen durfte, da hat sich die Mutter mit ihr vor dasselbe hinsetzen müssen, damit er sein kleines Mädchen noch ansehen und sich an ihrem munteren, lebhaften Wesen erfreuen konnte. Als er nun merkte, daß seine Todesstunde bald schlagen

würde, da hat er den lieben Gott so recht innig und herzlich gebeten, er möge sein Töchterchen unter seinen Schutz nehmen, und es ein recht gutes, frommes Kind werden lassen. Dieses hatte die Mutter der Tochter, die jetzt schon sieben Jahr alt war, gar oft erzählt, und Johanna hatte alle diese Worte behalten und lieb gewonnen; sie trachtete danach, dieselben zu erfüllen und ihrem lieben Papa, der vom Himmel auf sie herabsah, recht viel Freude zu machen. Wachete sie des Morgens auf, so war ihr erster Gedanke an den lieben Gott gerichtet.

„Hab Dank, Du lieber Gott für diese Nacht,
Die unter Deinem Schutz ich still verbracht.
Mein Schirm und Schutz sei heut auch Du,
Schließ meines Herzens Thür dem Bösen zu.“

So sprach sie andächtig, mit gefalteten Händchen und gen Himmel gerichteten Augen. Dann wurde sie angezogen und ging zur lieben Mutter, um ihr einen guten Morgen zu wünschen und mit ihr das Frühstück einzunehmen. War die Uhr halb neun, so nahm sie ihr Schultäschchen, sagte ihrem Mütterchen adieu, und

fort ging es eilig zur Schule. Dort hatte sie sich die Liebe aller ihrer Lehrer erworben, denn sie war immer artig und bescheiden und hörte dem Unterricht bis zum Ende gern und aufmerksam zu. Besonders lieb hatte sie den Religionsunterricht. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte sie dem Lehrer zu, welcher ihr von dem lieben Jesuskinde erzählte, wie dasselbe so sehr gut und fromm gewesen ist, und seine Eltern so geliebt und sie nie durch Ungehorsam gekränkt habe. Wenn Johanna dann nach Hause ging, dachte sie über die Erzählung des Lehrers nach und des Nachmittags saß sie mit ihrem Strickzeug neben der Mutter, erzählte ihr Alles, was sie in der Schule gehört und gelernt und vernahm noch viel Gutes und Liebes von dem lieben Jesus. Wie derselbe später, als er ein Lehrer geworden sei, gesagt habe: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, wie er also auch die Kinder eingeladen habe seiner Lehre zuzuhören. Daß jetzt, da der Herr Jesus nicht mehr auf der Erde ist, sondern im Himmel bei seinem Vater, dem lieben Gott, alle Menschen lehren

sollten, in seinem Namen, und die Kindlein einladen des Sonntags zur Kirche und zur Sonntagschule zu gehen und dort das liebe Gotteswort zu hören und zu lernen. Ach liebe Mama, nicht wahr, morgen nimmst du mich wieder mit in die Kirche, sagte Hanna, denn ich gehe sehr, sehr gern dorthin; hat mich der liebe Herr Jesus nicht auch eingeladen? Ja mein Kind, auch Du bist eingeladen und wenn Du immer recht gut und fromm bist, und gern das Böse meidest, dann sieht der liebe Gott wohlgefällig auf dich herab, hat dich lieb als sein Kind und sendet dir seine Engel, die dich schützen und bewahren. Ja, liebes Mütterchen, sagte Johanna, den lieben Gott und den Herrn Jesus, die will ich recht lieb haben, und immer nach ihrem Willen thun, dann haben sie mich auch lieb und der liebe Papa im Himmel hat Freude an seiner Hanna.

XIII.

Die Stimme Gottes.

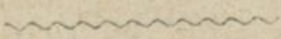
Ein kleiner Knabe, Namens Karl, äußerte eines Tages zu seiner Mutter, daß er sich so sehr darnach sehnte, Samuel zu gleichen, daß er wünschte, Gott möchte ihn auch wie Samuel rufen, er würde dann wie dieser antworten: „Hier bin ich“ und mit Freuden den Befehlen Gottes gehorchen. Seine Mutter antwortete ihm darauf: „Mein liebes Kind, jedes Mal, wenn Du im Begriff bist, etwas Böses zu thun, so wirst Du, wenn Du darauf aufmerksam bist, eine Stimme in Deinem Herzen Dich bei Namen rufen hören. Dies ist die Stimme Gottes, die Dir verbietet, böse zu handeln.“ „Werde ich diese Stimme mit meinen Ohren hören?“ fragte das Kind. „Nein, Du wirst sie nur in Deinem Herzen vernehmen.“ „O,“ rief Karl aus, „Gott spricht also in der Bibel und in unserm Herzen zu uns. Wie gut ist

es von ihm, so viel an uns zu denken! Ich werde versuchen, auf ihn zu hören, wenn er zu mir spricht.“ Einige Tage nachher klagte Karl über großen Hunger, als seine Mutter gerade nicht zu Hause war. Das Kindermädchen erlaubte ihm, sich einen Apfel aus dem Schrank zu nehmen, da seine Mama es gestattet hätte.

Karl öffnete den Schrank, suchte sich einen schönen, rothbäckigen Apfel aus und wollte den Schrank eben wieder zuschließen, als er eine große Schüssel mit Kuchen in demselben bemerkte. Er griff schon mit der Hand nach einem der Kuchen, indem er bei sich dachte: „Mama wird es ja nicht erfahren, wenn ich mir ein Stückchen nehme, es sieht mich ja Niemand.“ Da hörte er eine leise Stimme in seinem Herzen rufen: Karl, Karl, Karl! Schnell schloß er den Schrank zu und entfernte sich so rasch wie möglich aus dem Zimmer, indem er zu sich selbst sagte: „Ich darf diesen Kuchen nicht ohne Mama's Erlaubniß essen, ich weiß, ich darf es nicht.“ Er versuchte nun, nicht mehr daran zu denken und sprang in den

Garten hinab, um seinen Apfel zu verzehren und sich darüber zu freuen, daß er die Stimme in seinem Herzen gehört und ihr gehorcht hatte. Als seine Mutter am Abend an sein Bettchen kam, um ihm den Gutenachtkuß zu geben, flüsterte er ihr ins Ohr: „Mama, ich glaube, der liebe Gott hat heute zu mir wie zu dem kleinen Samuel gesprochen. Ich habe ihn gehört und versucht ihm zu gehorchen.“

Karl ist jetzt ein großer Junge; sein gutes Betragen erfreut seine Eltern und zeigt, welcher Stimme er noch immer zu gehorchen strebt.



XIV.

Joseph oder das erhörte Gebet.

Herr Martin, ein reicher Landmann, kehrte am 24. Dezember des Jahres 1852 um 3 Uhr Nachmittags nach Hause zurück. Auf der Schwelle schüttelte er den Schnee von seinen dicken Schuhen und rief einem kleinen Diener, der im Holzstall vor Frost bebend saß: „Joseph, Faulenzer, wann wirst du kommen, mir mein Pferd abzunehmen!“

Joseph war das Faktotum des Hauses; er that alle Arbeiten, welche die anderen verschmähten, und hatte oft genug die Kinder des Hauses durch den Schnee auf seinem Rücken nach der Schule getragen. Aber er erfüllte alle seine Pflichten mit einer so großen Scheuheit und Blödigkeit, daß man sie für Gleichgültigkeit hielt, und ihn oft ganz gefühllos glaubte. Der Knabe kam langsam aus dem Holzstall heraus; seine Gedanken waren nicht heiterer

als der Nordwind, der sein Gesicht peitschte:
„Ich glaube wirklich,“ sprach er zu sich selbst,
„mein Herr hat nicht mehr Herz als ein Stein,“
und dabei schnallte er den Sattel mit seinen
erstarrten Fingern los, und bittere Thränen
rollten von seinen bleichen Wangen herab. Heut
ist nun Weihnachtsheiligabend! Ach für mich
gibt es kein Fest, nur Arbeit, und nie ein
freundliches Wort, nur Schelten! Ich bin zu
nichts gut; so lange ich lebe werde ich unnütz
sein. Alle Abend bitte ich Gott, daß es mir
gewährt werde einmal Jemanden etwas Gutes
zu thun, damit ich wieder geliebt werde, und
ich von Zeit zu Zeit ein freundliches Wort
empfange; aber das geschieht nicht!“ — Und
Joseph warf einen Blick auf das Fenster der
großen Küche: Ach, wie hübsch war es da!
Ein Sonnenstrahl, der sich in diesen Winter-
tag hinein verirrt hatte, erhellte eben den
Schauplatz. Der Tisch in der Mitte war mit
Apfelsinen und Äpfeln bedeckt, außerdem gab
es noch Kuchen und rund um den Tisch kleine
Loddenköpfe, deren große Augen mit Wonne

auf die Leckerbissen gerichtet waren, die zubereitet wurden.

Auf einmal hörte man Frau Martin rufen: „Ach! die Aepfelschnitten brennen an, und ich habe die Hände voll Teig! Joseph, Joseph, rasch, komm, sieh nach den Aepfelschnitten.“ — Und nun hieß es, Joseph hier, Joseph da, an Befehlen fehlte es nicht, aber was Freundlichkeiten betrifft, damit war es etwas anderes. Es schien als ob jeder den Joseph als eine des Gefühls beraubte Maschine ansähe. Niemand bereitete ihm eine Freude oder Ueberraschung zum Weihnachtstage, und er erinnerte sich nicht einmal, je eine gute Mutter gehabt zu haben, die ihn geliebkost und ihn mit zärtlichen Blicken betrachtet hätte.

Welche Freude herrschte am anderen Morgen! Wie wurde gesprungen und gejubelt, als die Kinder das ihnen Bestimmte entdeckt hatten! Luise, ein kleines Mädchen von 12 Jahren, hüpfte lustig umher, mit einem Paar schön geblümter Pantoffeln und einer hübschen rosa Kappe; der Wagen des Thomas war mit seinen vier Rädern zwischen Jedermanns Beinen;

und Hannchens neue Puppe starrte mit ihren großen blauen Augen unbescheiden Groß und Klein an. Aber der Held des Tages war ohne Widerrede das älteste der Kinder, Heinrich, der ein Paar prächtige Schlittschuhe erhalten hatte, die er sich eben von Joseph anziehen ließ: „Bravo Joseph! Bravo! Sehet ja zum Fenster hinaus; da könnt ihr mich auf dem großen Teich laufen sehen!“ Ein Jeder war ganz stolz auf Heinrich!

Die Mutter war zwar sehr beschäftigt, das Festmahl zu bereiten, denn man erwartete viel Verwandte, aber sie verließ auf einen Augenblick alles, und ohne sich nur die Hände abzuwischen, mischte sie sich unter die Anderen, um den Gegenstand so vieler Hoffnungen zu bewundern! Der Vater mit seiner bestimmten Weise rief: „das laß ich gelten!“ und die Augen der Kinder glänzten vor Freuden.

Seit zwei Tagen hatte die etwas milder gewordene Witterung das Eis des großen Teiches aufgelockert; aber der kühne Heinrich fürchtete nichts. Es wäre auch schade gewesen, die Partie aufzugeben, in dem Augenblick wo so viel be-

wundernde Blicke auf ihn gerichtet waren. Er eilte also vorwärts, seine kleine Person mit Anmuth hin und her schwenkend, plötzlich hörte man einen Krach, eine Spalte öffnete sich gähnend unter den Füßen des Unvorsichtigen und verschlang ihn! Im ersten Augenblick blieb die Gruppe am Fenster wie versteinert vor Schrecken stehen, dann aber stürzte alles nach dem Ufer des Teichs, mit herzerreißendem Geschrei: „er ertrinkt! Ach Vater, Vater, Heinrich ist unter dem Eise! . . .“ Das Gesicht des Pächters war bleich wie der Tod, er zitterte an allen Gliedern und rang die Hände. Man hätte sagen können, seine ganze Kraft sei gebrochen: „Zu Hülfe!“ rief er, „mein Sohn, mein Sohn, und ich, ich kann nicht schwimmen!“ — „Aber ich kann es,“ rief eine Stimme, die allen als die eines Engels erschien! „ich kann schwimmen, und ich werde ihn retten!“ Und indem er die trostlose Menge wie ein Pfeil durchbrach, tauchte Joseph in die eisige Fluth. Ach! wie verfolgte man ihn und jede seiner Bewegungen mit den Augen! Wie erzitterte man, als man sah, wie er einmal und noch einmal die Hand nach

einem Gegenstand ausstreckte, den man unter dem Eise wahrnahm, dann sich erhob, das Gesicht blutend von den scharfen Eisstücken. Er tauchte zum dritten Mal, und es gelang ihm, den einen Arm um den Körper des armen Heinrich zu legen, und sich mit dem anderen einen Weg nach dem Ufer zu bahnen. „Mein Kind, unser lieber Sohn! Ach Gott! wir danken dir!“ Das war alles, was die Eltern aussprechen konnten, als sie ihn in ihren Armen hielten. Man trug ihn in den Saal vor den warmen Ofen und da rieb man ihn, erwärmte ihn, bis er die Augen öffnete und lächelte.

Und wo war Joseph? Er saß auf der Erde vor dem Heerdfeuer der Küche, rang das Wasser aus seinen durchweichten Kleidern, und wischte so gut er konnte das Blut ab, was noch immer von seinem Gesicht und seinen verwundeten Armen floss. Auf einmal hört er die Stimme des Pächters Martin. Aber welche Veränderung! Welche Sanftmuth, welche Zärtlichkeit war in dieser Stimme! Der arme Knabe zittert wie Espenlaub, denn plötzlich wie durch Zauber erhebt ihn ein kräftiger Arm, und setzt ihn

neben Heinrich; dieser stützt seinen Kopf auf Josephs Hals, und Thränen der Dankbarkeit fließen aus den Augen des jungen Martin. — „Wenn du etwas wünschst, Joseph,“ sagt der Pächter mit bewegter Stimme, „wenn es irgend etwas gibt, das dir Freude machen könnte, so sage es, mein Sohn. Du hast uns lange Jahre des Kummer erspart, und durch dich wird dieser Weihnachtstag sich uns vor allen andern auszeichnen. Nun sprich, mein Freund! —“ Aber das Glück nahm Joseph die Sprache. Zweimal versuchte er umsonst die Freudenthränen zu unterdrücken, die ihn zu ersticken drohten. Endlich stammelte er: „Ach Herr! sein sie zuweilen ein wenig freundlich gegen mich. Lassen sie mich von Zeit zu Zeit ein gutes Wort hören, denn ich habe keine Mutter!“ Dieser Ruf an die guten Gefühle des Pächters Martin, öffnete diesem die Augen; es schien ihm als ob sein Herz schmelze, und indem er sich auf die Schulter seiner Frau stützte, schluchzte er laut. Joseph aber glaubte zu träumen; sein schönster Tag war gekommen, der Tag, den er so herbeige-

seufzt hatte. Alles was ihn umgab, erschien ihm verändert. Heinrich hielt sich dicht neben ihm, und Hännchen legte ihm mit noch vom Weinen geschwollenen Wangen ihre schöne Puppe auf den Schooß und sagte leise; „Da, Joseph, nimm, sie soll dein sein.“ Dann lief sie an das Ende des Zimmers, aus Furcht, daß dies Opfer sie gereuen möchte.

Aber man kann nicht immer weinen; bald fing die ganze Familie wieder an zu lächeln, und Joseph war einer der heitersten. Als das schöne Mahl aufgetragen war, und die Verwandten angekommen, wurde Joseph ein Platz unter den Kindern des Hauses angewiesen; die Mutter war nicht müde, seinen Teller mit den besten Stücken zu füllen, und der arme Junge unterlag fast unter dem Gewicht aller der freundlichen Worte, die ein jedes an ihn richtete.

Ach, wie süß ist es doch, mit Güte behandelt zu werden! Viele Menschen bilden sich ein, es reiche hin, gerecht und ehrlich zu sein; sie sollten doch bedenken, daß die menschliche Natur beständig noch etwas Mitgefühl und Güte verlangt!

XV.

Kindliche Zurechtweisung.

Ein kleines Mädchen hatte in der Schule gehört, daß es sehr unrecht sei, gegen das zweite Gebot zu sündigen und man dieser Sünde in ihren ersten Anfängen entgegenzutreten müsse. Eines Tags, als sie von der Schule heimkehrte, wo sie auf sich geachtet und sich selbst zurechtgewiesen hatte, sprach sie: „Mutter, Du sagst: wahrhaftig und: ach Gott! und Fräulein Baum sagt, es sei Unrecht, so zu reden.“ Anstatt beleidigt zu sein, antwortete die Mutter: „ich weiß es Josephine und es thut mir leid diese Angewohnheit zu haben; wenn du mich erinnern willst, wenn ich dergleichen sage, so will ich Dir jedesmal einen Groschen für dein Sammelbuch geben.“ Da that Josephine wie ihr geheißen war, und ihre liebe Mutter überwand die üble Gewohnheit, es kostete sie aber mehr Geld und Anstrengung, als sie für möglich gehalten hätte.

XVI.

Ein Urtheil über die Bibel.

Ein junger, afrikanischer Prinz kam nach Europa und hielt sich einige Zeit in London auf. Dort lernte er das Christenthum kennen. Als man ihn fragte, was er von der Bibel halte, sagte er: sie muß wohl von Gott sein, denn ich sehe, daß alle guten Menschen sie lieben, aber alle bösen wollen nichts von ihr wissen. —

XVII.

Das Nest des Kolibri.

Kapitän Lyon von der brittischen Marine erzählt, daß es ihm in Afrika gelungen sei zu beobachten, wie ein Kolibri das Nest, worin seine junge Brut lag, mit einem kleinen Rand umbaute, offenbar, damit die Vögelein nicht herausfielen. Nach einigen Tagen sah er ihn dasselbe wiederholen und gleichsam ein zweites Stockwerk über dem ersten aufführen, um seinen wachsenden Jungen einen weiteren Schutz zu geben. Diese Arbeit wurde von Zeit zu Zeit fortgesetzt, bis aus dem anfangs flachen, ein vasenähnliches Nest geworden war, und bis die Jungen stark genug waren, um sich herauszuwagen und ihre zarten Flügel zu versuchen.

Wunderbarer Naturtrieb! Und welch ein liebliches Bild und Gleichniß einer christlichen, häuslichen Erziehung. Auch die Eltern sollen

ja mit Gebet und Fürsorge um ihre Kleinen, nach dem Bedürfniß ihres zarten Alters, gleichsam schirmende Schranken bauen und sie in dieser zugleich schützenden und wärmenden Einfriedung festhalten, bis sie älter geworden sind und in die Gefahr der kalten und sündigen Außenwelt um sie her entlassen werden können, weil ihnen die Flügel des Geistes nun so weit gewachsen sind.

Den Geist zu seinem himmlischen Flug zu erziehen, ist ja der Endzweck aller christlichen Kinderzucht.

„Ich liebe die mich lieben, und die mich frühe suchen sollen mich finden.“

XVIII.

Jesus, der Kinderfreund.

Eine fromme Mutter zeigte einst ihrem kleinen, etwa fünfjährigen Mädchen ein Bild, welches Jesus darstellte, wie er ein Kind in seinen Armen hält, während die Mütter ihre Kinder herbei tragen und ihm nahe zu bringen bemüht sind. „Siehe Martha,“ sagte die Mutter, „so würde ich es mit dir gemacht haben, wenn ich dort gewesen wäre.“

„Ich würde mich aber nicht so heran drängen lassen,“ sagte Martha mit einem schönen und rührenden Ernst. „Ich würde von selbst zu ihm gelaufen sein.“

XIX.

Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

„Es ist recht hart weiter nichts zu essen zu haben als Suppe, während so viele andere allerhand schöne Speisen genießen,“ brummte Karl, indem er seinen Löffel in einen großen irdenen Napf eintauchte. — Es ist recht hart, täglich so früh aufstehen zu müssen, und den ganzen Tag zu arbeiten, während andere sich nur belustigen. — Es ist sehr hart im Schnee gehen zu müssen, während andere im Wagen fahren können.“

„Es ist ein großer Segen,“ sagte die Großmutter, welche neben ihrem Enkel strickte, „eine gesunde und reichliche Nahrung zu haben, während andere Hunger leiden. — Es ist ein großer Segen ein Dach über seinem Haupte zu haben, um sich gegen böses Wetter zu schützen, während andere keine Zufluchtsstätte haben. — Es ist besonders ein großer Segen,

zu hören, zu sehen, sich einer guten Gesundheit zu erfreuen und arbeiten zu können, während es so viele gibt die blind, taub, krank und leidend sind.“ „Ach! Großmutter,“ sagte Karl halb beschämt, du scheinst zu glauben, daß es gar nichts schlimmes oder hartes in der Welt gibt.“

„Im Gegentheil, mein Kind, es gibt etwas, was ich sehr hart und schlimm finde.“

„Nun was denn?“ rief dieser ganz erfreut, daß seine Großmutter auch einen Grund habe sich zu beklagen.

„Nun, mein Sohn, was ich sehr hart finde, das ist ein Herz sehen zu müssen, was so wenig Dankbarkeit gegen Gott hegt, für alle Segnungen die Er uns gewährt.“

XX.

Die kleine Selina.

Eine Mutter ist glücklich, wenn ihr ein Kind geboren — wenn es in der Wiege liegt — wenn es das erste mal ihr Lächeln mit Lächeln erwidert — oder das erste Wort spricht; am glücklichsten aber, wenn sie ihr Kind in der Gnade wandeln sieht, und da weiß ich keine glücklichere Mutter, als die der kleinen Selina.

Selina war etwa 20 Tage vor ihrem Tode in der Sonntagschule, wo der Lehrer zu den Kindern in feierlichem Tone sagte: „Es mögen einige Kinder heute hier sein, die nie mehr wiederkommen werden.“ Dies sagte Selina ihrer Mutter wieder, doch ohne zu denken, daß sie diese Woche sterben würde. Sie war erst neun Jahre alt, aber sehr artig, gefällig und liebreich in ihrem Betragen. Nie hörte man von ihr ein unnützes Wort. Ihr Benehmen war freundlich und einnehmend, so daß Jeder-

mann sie liebte, der sie kannte. Von ihren Eltern wurde sie sehr geliebt. Erst vier Jahre alt, ging sie gern in die Sonntagschule. Die Lehrerin sagte zu ihrem Vater, Selina ist ein kleines liebes Ding, sie kommt so fleißig zur Schule. Der Vater erwiederte: Ja, sie will es so, wir können sie nicht zu Hause halten. Von da an bis zu ihrem Tode im neunten Jahre, war Selina allezeit die Erste, die mit ihrer kleinen Büchertasche in der Hand in die Schule hineilte. Ihr Platz war nie leer, sie fühlte sich in der Schule wie zu Hause. Ihr stilles aufmerksames Betragen war ein Beispiel für alle, die älter als sie waren. Ihrer Lehrerin war sie sehr ergeben, und that, was sie konnte, ihr gefällig zu sein. Man schenkte ihr Perlen, sie am Halse zu tragen, das wollte sie aber nicht, denn sie wußte, daß ihre Lehrerin nicht liebte, solche unnützigte Dinge in der Klasse zu sehen. Ihre Mutter sagte an einem Sonntage, sie sollte die Perlen tragen, aber Selina machte herzbewegliche Gegenvorstellungen, weil es die Lehrerin ungern sähe, daß kleine Kinder solche Dinge um ihren Hals hängten. Sie

mußte endlich nachgeben, und sie wenigstens einmal umhängen; aber sie mußte sie so künstlich unter dem Rock zu verbergen, daß es Niemand bemerkte, und nach der Schule legte sie sie wieder ab, und nimmermehr an.

Ihre Lehrerin bezeugte von ihr: Sie war das liebenswürdigste Kind. Zurechtweisungen, die bei ihr selten nöthig waren, nahm sie auf die geziemendste Weise an. Beim Bibellesen war sie die aufmerksamste, und oft erinnerte sie die Kinder, die sie störten. Die Fragen beantwortete Selina immer am besten, zwar einfach aber gewöhnlich trefflich. Oft sah ich ihre kleinen Augen voll Thränen, wenn ich von der sterbenden und erlösenden Liebe Jesu sprach. Kurz vor ihrem Tode fragte sie mich: „Denken Sie, daß der Heiland mich hört, wenn ich zu ihm bete?“ Ich aber fragte sie: „Selina, weißt du, was beten heißt?“ und sie antwortete freudig aus einem Liederverse: „Beten ist des zerknirschten Sünders Stimme, der vom bösen Wege umkehrt, während die Engel jubelnd singen! Seht er betet.“ Ich war sehr erfreut über diese Antwort von einem so kleinen

Kind, und betete inbrünstig, daß sie eine wahre Nachfolgerin Jesu werden möchte.

Den letzten Sommer lernte sie ein neues Lied über die Worte Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Als sie es ihrer Lehrerin auf sagte, belehrte diese sie und sagte ihr, wie wichtig es sei, zu Jesu zu kommen im Gebet. Mit großem Ernst horchte sie und fragte: „Was soll ich denn vor Allem beten?“ „Um ein neues Herz, in der Gabe sind alle andern Gaben eingeschlossen.“ Selina vergaß dieses nie, und wenn die Gebetszeit kam, kniete sie nieder und betete inbrünstig um ein neues Herz. Sie rief auch ihren kleinen Bruder, der in demselben Zimmer schlief, und sagte zu ihm: „Johann! ich habe ein neues Gebet gelernt,“ und dann wiederholte sie: „Schaff in mir, o Gott, ein neues Herz und erneure den rechten Geist in mir.“ — Sollte das herzliche Gebet solch eines lieben Kindes nicht erhört werden? Sollte Selina nicht im Himmel den Heiland, den sie auf Erden so sehr liebte, schauen? Hätte Selina nicht so frühe um Vergebung ihrer Sünden gebeten, und sich auf

ihren Tod vorbereitet, so hätte sie es nicht mehr thun können, als sie erkrankte, denn das Fieber kam so plötzlich und beraubte sie ihrer Sinne, daß sie nicht mehr sprechen und denken konnte. Nur auf einen Augenblick kam sie am Sonntage zu sich; als ihr Schwesterchen sich ankleidete, um in die Kirche zu gehen, sagte sie: „O, wie wünschte ich mit dir gehen zu können!“ Sie durfte aber nun in den Himmel zum Heiland gehen und Ihn sehen, wie Er ist.

XXI.

Die Stubendecke.

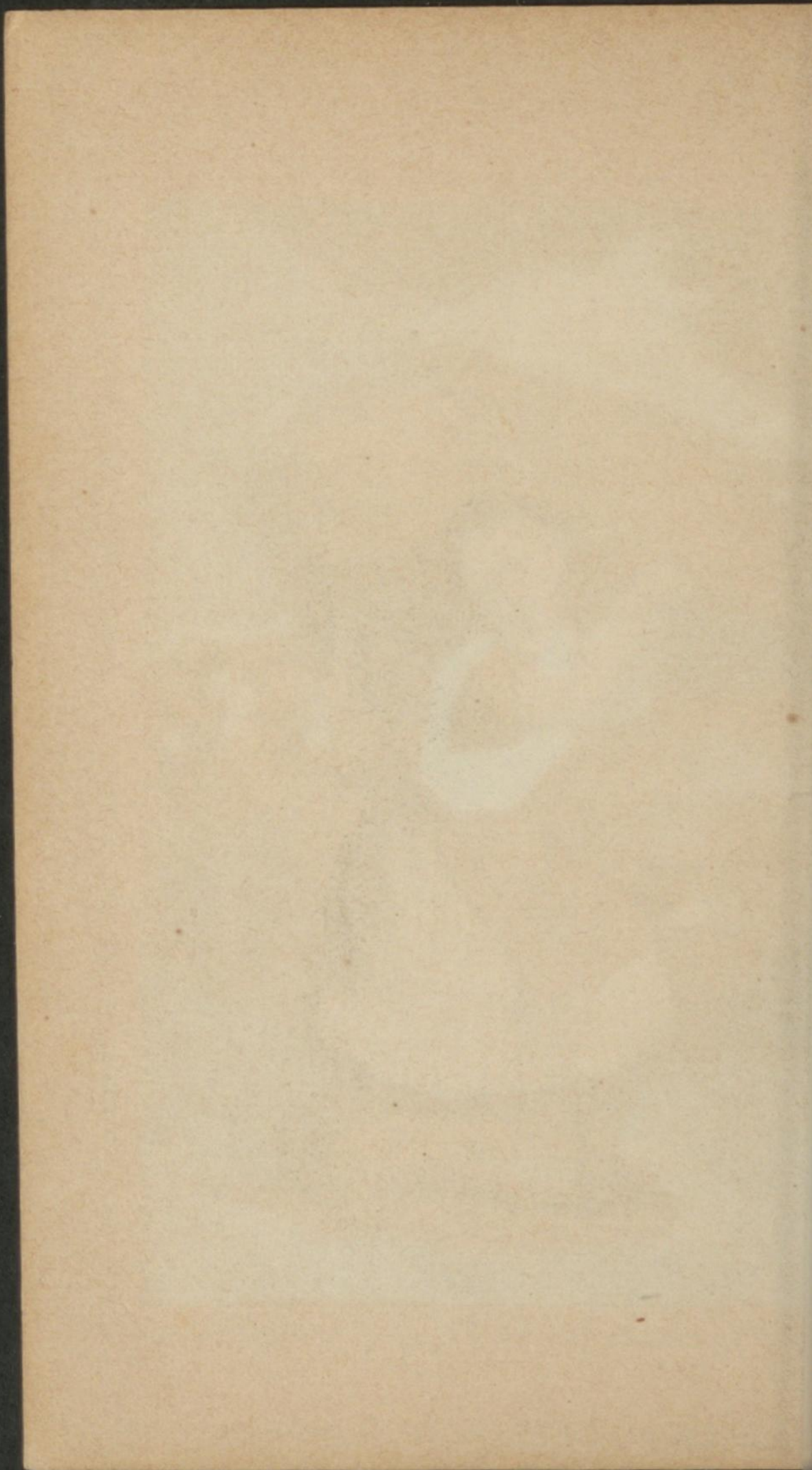
Auf einem Dorfe wohnte ein schon bejahrter Schullehrer, dessen Sohn in der benachbarten Stadt verheirathet war. Dieser hatte ein Söhnchen von 2 Jahren, an dem der alte Großvater eine besondere Freude hatte. Eines Abends bekommt dieser einen unwiderstehlichen Trieb, noch nach der Stadt zu gehen und den Liebling seines Herzens zu sehen. Da es aber schon spät ist, so kämpfte er mit sich selber, ob er noch gehen, oder lieber diesen Gang auf den folgenden Tag verschieben soll. Allein der innere Trieb wird so mächtig, daß er nicht vermag, demselben länger zu widerstehen. Er macht sich auf den Weg und kommt gegen 10 Uhr bei seinem Sohne an. „Wo ist der kleine Karl?“ ist seine erste Frage. Lieber Großvater sagte die Schwiegertochter, Karl schläft schon

lange drüben in der Schlafstube. Der Großvater sagt: holt ihn mir doch her, ich will und muß ihn sehen. Die Schwiegertochter und ihr Mann sprechen dagegen, und wollen das Kind nicht aus seinem Schlaf aufwecken; aber der alte Mann wird unwillig und besteht darauf, er müsse das Kind sehen, er sei deswegen so spät noch hieher gelaufen. Nun geht die Mutter hin, nimmt ihr Söhnchen im Schlaf aus dem Bett, und bringt es dem Großvater. Dieser setzt es noch schlafend auf seinen Schoos, liebkost und herzt es; und kaum hat er dies ein paar Minuten gethan, so hört man drüben in der Schlafstube ein auffallendes Gerassel und Gepolter. Alles läuft hinüber, um zu sehen, was vorgegangen sei, und siehe da! mit Schrecken und Erstaunen sehen sie, daß die Zimmerdecke größtentheils heruntergestürzt ist und die Bettstelle des Kindes gänzlich zertrümmert hat. „Nun,“ sagt der Großvater, „weiß ich erst, warum ich so spät noch habe kommen müssen, ich sollte nach Gottes Willen das Werkzeug zur Rettung dieses lieben Kindes werden. Gepriesen sei die Treue des

Herrn, die mir keine Ruhe ließ, bis ich noch
in der Nacht den Weg hieher machte, um die
Dienste eines Schutzengels zu verrichten.“
(Ps. 103, 1—4.).







XXII.

Der Blitzstrahl.

Ein gottesfürchtiger Bauer ackerte mit ein paar Ochsen neben einem Wald, und hatte eines seiner Kinder, ein Mädchen von 6—7 Jahren bei sich. Ein Gewitter zog heran, es blitzte und donnerte und fing endlich an zu regnen. Geh, sprach der Vater zu seinem Kind, unter jene Eiche, damit du nicht naß wirst. Bald suchte auch der Vater Schutz unter derselben. Die Ochsen standen noch eine Weile auf dem Acker; aber plötzlich fingen sie an davonzulaufen. Das Kind und der Vater liefen den Ochsen nach, und noch waren sie nicht 50 Schritte von der Eiche entfernt, als der Blitzstrahl diesen Baum traf und ihn ganz zersplitterte. Was wäre geschehen, wenn die Ochsen nicht gerade jetzt fortgelaufen wären. (Ps. 68, 21.).

XXIII.

Der Sturz aus dem Fenster.

In Bern, in der Schweiz, geschah es, daß eine Magd am Fenster stand, mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Als sie zum Fenster hinaus auf die Gasse sah, entfiel das Kind ihrem Arm und stürzte vom dritten Stockwerk herunter. Gerade aber stand vor dem Haus eine Bettlerin, die hinauf schaute, bis ihr ein Almosen vom Fenster hinabgeworfen würde. Da diese das fallende Kind erblickte, so streckte sie ihre Schürze aus, empfing es unverletzt. und trug es ins Haus (Ps. 91, 11. 12.).

